Zum Gedächtnis

der

fürs Vaterland gefallenen Schüler

des

Melanchthon-Gymnasiums

„Vergiss, mein Volk, die treuen Toten nicht!“

Mehr und mehr tritt die große Werdezeit des neuen Reiches, die unvergeßliche Zeit Wilhelms des Einzigen, aus dem warmen Lichte von Leben und Gegenwart in die kühleren Schatten der Vergangenheit und Geschichte. Selbst wir Älteren, deren Herzen noch mit gezittert haben in tiefstem Schmerz um die Brüder, die uns zur Seite in den Tod sanken, die wir mit gejubelt und gejauchzt haben in Siegesfreude und in einer Lust am Vaterlande, wie sie so hehr und herrlich kaum je einem Volke ist beschieden worden, — selbst wir Älteren lassen unter des Tages Arbeit und unter mancherlei Mißmut über allerlei Erscheinungen der drängenden und fordernden Gegenwart nur allzuleicht die Erinnerung an die großen Jahre in uns zurücktreten und erblassen. Unsere heranwachsende Jugend aber hat überhaupt nichts mehr erlebt und gesehen von jenen wunderbaren Tagen, die uns des Reiches neue Herrlichkeit gebracht haben. Ihr ist der greise Kaiser Weißbart, der die ruhige Weisheit des Alters vereinte mit der Kraft und Festigkeit des Mannes, mit dem edlen, reinen, hochaufstrebenden Sinne des Jünglings und mit der anmutigen Güte und beglückenden Frömmigkeit eines Kinderherzens, — ihr ist Wilhelm I. schon fast eine Figur der Geschichte, wie die anderen grossen Hohenzollern auch. Gehört doch auch die Zeit der ersten siebziger Jahre schon zum „Pensum“ des Geschichtsunterrichts unserer Schulen. Wenn daher unsere Schüler hören und lesen von jenen großen Schlachten und Siegen und ihren Wirkungen, so mischt sich nur allzuleicht in ihre Freude und Begeisterung für die Sache selbst der Schülergedanke, daß sie das alles, wie andere Thatsachen der Weltgeschichte, lernen und wissen müssen, wenn sie nicht Tadel und Schaden leiden sollen. Was ihnen begeisternder Genuß sein sollte, erscheint ihnen gar leicht mehr unter dem Gesichtspunkt mühebringender Arbeit. Das liegt in der Natur der Sache und ist nicht zu ändern, und je mehr Jahre dahingehen, um so mehr wird es so sein.

Aber sie ist noch nicht ganz Vergangenheit, sie ist noch nicht ganz Geschichte, die Zeit, in der aus der blutigen Saat von Tausenden blühender Menschenleben der deutsche Name in ungeahnter Herrlichkeit neu erstanden und geboren worden ist. Denn noch leben unzählige

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Männer, die damals mit hinausgezogen sind voll Siegeszuversicht in des Feindes Land, viele auch noch, die daheim gebangt haben für Brüder und Söhne, — noch leben viele Frauen, denen der Krieg schmerzliche Wunden in die Herzen geschlagen hat, viele auch, die den Gatten, den Bräutigam, den Sohn, den Bruder haben in Jubel und Wonne wiederempfangen dürfen bei der glorreichen Heimkehr der Sieger. Und so fehlt es auch unserer Jugend noch nicht ganz an der lebendigen Überlieferung aus der Zeit der großen Kriege. Väter und Grossväter, Mütter und Grossmütter und auch viele Lehrer wissen unseren Knaben und Jünglingen noch zu erzählen von eigenen Erlebnissen, eigenen Schmerzen und eigenen großen Freuden, von denen damals ihre Herzen sind bewegt worden. Die Mitteilung solcher persönlicher Erinnerungen aber, aus liebem und verehrtem Munde vernommen, wirkt mehr auf ein junges Herz, als Geschichtsbelehrung durch Unterricht und Bücher. Mit welcher Ehrfurcht haben wir in unserer Jugend die Veteranen aus den Freiheitskriegen angesehen, die noch unter uns lebten, und haben mit patriotischem Schauer ihren Erzählungen gelauscht. Sie waren uns wie ein Stück Vergangenheit, das lebend in die Gegenwart hineinragt. Und schon fängt es unseren Knaben und Jünglingen an, ähnlich zu ergehen mit den Veteranen aus den großen Kriegen Wilhelms des Siegreichen, die ihnen das mächtige Reich geschaffen haben, dessen Bürger einst zu werden sie mit stolzer Freude erhoffen. Unsere, der Veteranen von 1870, heilige Pflicht ist es nun aber auch, das Feuer vaterländischer Begeisterung, das uns entglommen ist an den großen Ereignissen, die mitzuerleben wir gewürdigt worden sind, in uns nicht verglühen und verglimmen zu lassen, damit es bis an den Tag unseres Todes Funken gebe, die hinüberspringen in die Herzen unserer Jugend, sie zu erwärmen und zu entzünden zu opferwilliger Liebe zum großen, herrlichen Vaterlande.

Nicht am wenigsten aber ist es unsere Pflicht, nicht nur zu erzählen von Jubel und Sieg, sondern unserer Jugend auch immer und immer wieder vorzuhalten, mit wie großen und schweren Opfern an edelstem Blut errungen werden mußte, was ihr als köstliche Erbschaft in den Schoß gefallen ist. Nicht nach Rache schreit das Blut der Gefallenen; aber gebieterisch ruft es uns Nachlebenden zu von den einsamen Gräbern jenseit des Rheins: Sorget, daß wir nicht umsonst uns verblutet haben für Euch, daß wir nicht umsonst Schmerzen und Pein erlitten haben und unser Leben verhaucht in Feindes Land! Haltet fest, was wir Euch sterbend erwarben! Haltet aus in opferfreudiger Hingebung an Kaiser und Reich, auf daß nicht Unkraut erwachse aus dem Boden, den wir mit unserem Herzblut gedüngt haben, sondern eine feine Frucht in Gottesfurcht und Mannesmut, in kräftiger That und Treue bis zum Tode!

Das predigen uns die Gräber der treuen Toten. Und wiederum werden unserer Jugend Herzen um so stärker berührt und bewegt werden von dem Weckruf, der auch aus den Gräbern herübertönt, je unmittelbarer und persönlicher die Erinnerung an die fürs Vaterland Gefallenen ihnen nahe gebracht wird. Der Knabe, dem sein Vater erzählt von den Brüdern und Freunden, die er in der oder in jener Schlacht verloren, den einen durch einen Schuß in den Kopf, den anderen von einer Kartätsche niedergeworfen, den dritten als den letzten Offizier seiner Kompagnie, — der Knabe wird durch solche Erzählung tiefer ergriffen von den Verlusten, die der große Krieg gebracht hat, als wenn er noch so hohe „Verlustangaben“ in seinen Büchern liest. Daß sich das allgemeine, große Geschick seines Volkes und Vaterlandes ihm darstelle und verlebendige in den Erlebnissen bestimmter Persönlichkeiten, die irgendwie in seinen eigenen, persönlichen Kreis gehören, das ist ein Hauptmittel, sein junges Herz schneller schlagen zu machen.

Und so mußten wir es denn mit Freude und Dank begrüßen, daß die ehemaligen Schüler unserer Anstalt in oft bewährter Treue uns am Säkulartage Wilhelms des Einzigen, am 22. März 1897, mit einem Geschenk beglückt haben, das wohl geeignet sein wird, sein

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

und seiner Zeit gesegnetes Andenken in den Herzen unserer Jugend bis in späte Zeiten lebendig zu erhalten. In den ersten Tagen des März v. J. erging folgender Aufruf an die ehemaligen Schüler des Wittenberger Gymnasiums:

Berlin, im März 1897.

AUFRUF

an die ehemaligen Schüler des Wittenberger Gymnasiums.

Unser altes Wittenberger Gymnasium, dem wir alle in Dankbarkeit treu anhängen, entbehrt noch immer einer Gedenktafel für die in unseren ruhmreichen Kriegen für das Vaterland gefallenen Wittenberger Gymnasiasten, — einer Gedenktafel, deren Anblick in dem heranwachsenden jungen Geschlecht an jedem Morgen von neuem die Dankbarkeit für diejenigen erwecken soll, die mit ihrem Blute uns das neue Reich haben erkämpfen helfen, an jedem Morgen von neuem auch die Flamme derjenigen Vaterlandsliebe anfachen, welche treu macht bis zum Tode. Bei dem monumentalen Charakter des neuen Gymnasialgebäudes müsste eine solche Gedenktafel künstlerisch ausgeführt sein, was sich ohne Anwendung grösserer Mittel nicht ausführen lässt.

Nun stehen wir jetzt vor der letzten grossen Gedenkfeier der hinter uns liegenden grossen Zeit, vor der Centenarfeier des unvergesslichen und unvergleichlichen Neubegründers des Reichs, Wilhelms I. Diesen Zeitpunkt haben wir Unterzeichnete für wohlgeeignet erachtet, unserer alten alma mater ein Zeichen unserer Anhänglichkeit und unserer Vaterlandsliebe dadurch zu geben, dass wir durch eine Sammlung unter den Kommilitonen den Betrag aufbringen, der zur Herstellung einer würdigen Gedenktafel nötig ist. Da wir den Wunsch haben, unsere Gabe schon zum 22. März als Festgabe zu überreichen, so bitten wir freundlichst, die anliegende Postanweisung umgehend benutzen zu wollen. Der kleinste Beitrag wird dankbar entgegengenommen. Übrigens haben wir auch noch einen zweiten Anlass, unserem Wittenberger Gymnasium ein Zeichen unserer Anteilnahme zu geben. Am Melanchthontage, dem 16. Februar d. J., ist ihm durch Se. Majestät den Kaiser und König der Name „Melanchthon-Gymnasium" beigelegt worden, eine Auszeichnung, deren wir alle sicherlich Ursache haben, uns herzlich zu freuen.

Sollte die eingegangene Summe zur Herstellung der Gedenktafel nicht ganz aufgebraucht werden, so schlagen wir vor, den etwaigen Überschuss dem Gymnasial-Direktor zur weiteren künstlerischen Ausschmückung des Schulhauses und der Klassenzimmer zu belassen.

Der Ausschuss.

Dr. Bergemann, Assistenzarzt, Leipzig. — Prof. Dr. Brecher, Oberlehrer, Berlin. — Giesecke, Kaufmann, Wittenberg. — G. Klotzsch, Regierungsrat, Potsdam.
Krause, Landgerichts-Direktor, Berlin. — Lehnerdt, Königl. Münzkassierer, Berlin. — Prof. Dr. Meusel, Direktor des Kölln. Gymnasiums, Berlin.
Münchow, Bau-Inspektor, Düsseldorf. — Paul, Stadtbaurat, Spandau. — Dr. Peters, Kammergerichtsrat, Berlin. — Scharr, Hauptmann u. Komp.-Chef im N.-Schl. Pion.-Bat. No. 5, Glogau.
Dr. Schleussner, Amtsgerichtsrat, Oranienburg. — Prof. Schlossmann, Oberlehrer, Potsdam. — Schulze, Ziegelei- u. Gutsbesitzer, Michelsdorf.
Dr. Wachs, prakt. Arzt, Wittenberg. — Wolf, Kaiserl. Bank-Assessor, Berlin.

Ganz besonders hat sich um das Zustandekommen des schönen Unternehmens verdient gemacht der mitunterzeichnete Obmann der alten Schüler, der Königliche Münzkassierer und Hauptmann der Landwehr, Herr Lehnerdt in Berlin (Abiturient von 1874). Unermüdlich hat er Adressen ehemaliger Schüler erkundet, hat die Versendung des Aufrufs besorgt und die eingehenden Beträge angenommen. An über 470 alte Schüler hat er den Aufruf verschickt, von über 260 Schülern sind Beiträge an ihn eingelaufen. Sehr viele haben, wie Herr Lehnerdt mir erzählt, sich nicht enthalten können, sogar auf dem Abschnitt der Postanweisung auszusprechen, wie gern sie ihr Scherflein beitrügen, und wie freudig sie die Gelegenheit begrüßten, hierdurch zugleich ihrer treuen Anhänglichkeit an die Schule wie auch ihrer Liebe zum Vaterlande und zum alten, lieben Kaiser Wilhelm Ausdruck zu geben. Und als nun bei dem Fest-Actus am 22. März der letzte Ton des Gesanges des Schulchors verklungen war, da trat Herr Lehnerdt vor, (er war eigens zu diesem Zwecke hierhergekommen, obgleich zur selben Zeit die feierliche Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Berlin fast vor den Fenstern seiner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohnung sich vollzog), und übergab im Namen der ehemaligen Schüler dem Direktor als Ergebnis der geschehenen Sammlung zunächst den Betrag von 1150 Mk. mit einer schönen Ansprache, die uns alle, Gäste, Lehrer und Schüler erfreut und ergriffen hat. Der Direktor erwiderte mit Worten des Dankes an die alten und der Mahnung an die jetziger Schüler. Unsere schöne Feier konnte keinen erfreulicheren Abschluss finden als mit dieser durch eine patriotische That geschehenen Huldigung für den unvergeßlichen Gründer des Reiches.

Zu jenen ersten 1150 Mk. sind später noch einige Beiträge hinzugekommen, so daß nach Abzug der Kosten und unter Zurechnung der zu erwartenden einjährigen Zinsen im ganzen etwa 1280 Mk. zur Verfügung stehen.

Es handelte sich nun zunächst darum, die Stelle zu bestimmen, an welcher die herzustellende Gedenktafel innerhalb des Gebäudes angebracht werden sollte. Auf den Rat des ehemaligen Schülers unseres Gymnasiums, des Herrn Bildhauers Hans Arnoldt, des Schöpfers unseres Kaiser Friedrich-Denkmals vor der Schloßkirche, und unter Zustimmung des Malers unseres Wandbildes, des Herrn Professors Woldemar Friedrich, sowie des Erbauers des Hauses, des Kgl. Baurats Herrn Franz Schwechten, entschlossen wir uns, nicht eine, sondern zwei Gedenktafeln herzustellen und diese auf den roten Flächen zu beiden Seiten des Wandbildes in der Aula anzubringen. Zum Material wurde dunkelroter Granit bestimmt; die Buchstaben sollten vergoldet werden. Die Ausführung dieses Planes aber würde nicht leicht gewesen sein und vielleicht mehr Mittel erfordert haben, als uns zu Gebote stehen, wenn nicht der oben genannte Herr Bildhauer Arnoldt in liebenswürdigster und opferwilligster Weise sich sogleich erboten hätte, die gesamte künstlerische Ausführung der Gedenktafeln seinerseits und zwar ganz unentgeltlich zu übernehmen. Er hat die Bronzeverzierungen an den Steinplatten selbst modelliert und die gesamte Herstellung der Tafeln geleitet und überwacht. Was an ihnen auch künstlerisch von Wert ist, geht lediglich auf Arnoldts Verdienst zurück. Wir können den liebenswürdigen und gewissenhaften Eifer, den er der Ausführung dieser freiwillig übernommenen Aufgabe gewidmet hat, nicht genug rühmen und ihm nicht genug danken. Er hat sich um unser Melanchthon-Gymnasium und somit auch um unsere Stadt ein dauerndes Verdienst erworben!

Nachdem so das Zustandekommen unserer Gedenktafeln gesichert war, galt es nun natürlich vor allem, zu erkunden, welche unter den ehemaligen Schülern des Melanchthon-Gymnasiums in unseren glorreichen Kriegen gefallen oder gestorben sind. Hier Klarheit zu schaffen war keine leichte Aufgabe. Eine Anzahl Namen konnten wir der Zusammenstellung ehemaliger Abiturienten entnehmen, welche unser verstorbener Kollege, Professor Dr. Bernhardt, in der Festschrift des Gymnasiums vom Jahre 1888, dem Einweihungsjahr des neuen Gymnasialgebäudes, gemacht hat. Auch die Schulprogramme boten einige Auskunft. Die gefundenen Namen wurden in einem zweiten Aufruf den alten Schülern mitgeteilt mit der Bitte, den Direktor in seinen Bemühungen um Feststellung der Gefallenen durch möglichst zahlreiche Mitteilungen zu unterstützen. Als Grundsatz wurde festgehalten, daß nicht etwa bloß diejenigen Schüler berücksichtigt werden sollten, die das Abiturientenexamen bestanden haben, sondern auch diejenigen anderen Schüler, welche, gleichviel aus welcher Klasse, von unserm Gymnasium aus ins bürgerliche Leben übergetreten sind, — nicht aber auch diejenigen, die von hier aus auf eine andere Anstalt übergegangen sind und dort ihre Schülerlaufbahn vollendet haben. Denn sonst würde man gar keine Grenze mehr haben finden können und würde z. B. auch etwa einen Offizierssohn haben aufnehmen müssen, der nach einjährigem Besuch der Sexta infolge der Versetzung seines Vaters wieder abgegangen wäre. Infolge dieses zweiten Aufrufs und auch der freundlichen Unterstützung der hiesigen Presse sind mir nun von vielen Seiten zahlreiche Nachrichten zugegangen, so daß es möglich wurde, die Namen von nicht weniger als neunzehn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Schülern festzustellen, die auf unseren Tafeln geehrt werden sollen, überdies aber auch über Person und Leben der Beteiligten manche schätzenswerte Aufklärung zu gewinnen. Von vornherein hatte ich nämlich die Absicht, es nicht bei der Anbringung der Namen der fürs Vaterland gestorbenen Schüler auf der Gedenktafel bewenden zu lassen, sondern im diesjährigen Osterprogramm auch möglichst viel von ihnen zu erzählen, damit die toten Namen Inhalt gewännen, und so die Erinnerung an die edlen Opfer der Vaterlandsliebe Leben und Dauer erhielte, ihnen zur Ehre, ihren noch lebenden Angehörigen und Mitschülern zu wehmütig-freudigem Gedenken. Vor allem aber soll unseren Schülern aus den wenn auch nur sehr skizzenhaften Lebensbildern der teuren Toten und aus der Erzählung ihrer Kriegsschicksale die gewaltige, große Zeit recht stark und hell entgegentreten und in ihren Herzen den Willen und Vorsatz tiefe Wurzel schlagen lassen, wenn König und Vaterland einst wieder rufen sollten, es ihren Mitschülern von ehemals gleich zu thun und gerne auch ihrerseits das Leben hinzugeben, wenn es gilt, Herd und Haus, Freiheit und Ehre gegen den Feind zu schützen.

Möge nun also der Bericht über dasjenige beginnen, was ich über die auf unseren Gedenktafeln verzeichneten Schüler habe in Erfahrung bringen können. Das ist bei den einen nicht wenig, bei anderen fließen die Nachrichten sehr spärlich. Natürlich ist es, daß ich von den ehemaligen Abiturienten mehr erzählen kann, als von den übrigen Schülern; denn von ihnen reden die noch vorhandenen Abiturienten-Akten. Was aber die Kriegserlebnisse der Gefallenen betrifft, so erfährt man erklärlicher Weise von denjenigen, die Offiziere waren, mehr, als von den anderen; denn in den Regimentsgeschichten — die mir übrigens von allen beteiligten Regimentern mit der dankenswertesten Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt worden sind — werden die gefallenen Offiziere namentlich genannt oder gerühmt, von den Mannschaften dagegen wird nur ausnahmsweise der oder jener namhaft gemacht, der sich besonders ausgezeichnet hat.

Schließlich die herzliche Bitte, etwaige Nachträge oder Berichtigungen zu dem im Folgenden Mitgeteilten freundlichst für spätere Veröffentlichung an mich gelangen zu lassen.

1864.

Von Schülern unseres Gymnasiums, die im dänischen Feldzuge 1864 gefallen wären, ist mir nichts bekannt geworden.

1866.

Von den drei Schülern, welche der österreichische Krieg von 1866 als Opfer gefordert hat, ist es keinem vergönnt gewesen, vor dem Feinde, im Feuer des Gefechts, den Tod zu finden. Sie hat das viel härtere Los getroffen, von Krankheiten hingerafft zu werden. Von ihnen ist

Julius Karig geboren in Dommitzsch bei Torgau am 17. Januar 1844 als Sohn eines Pfarrers, der nachmals in Schiepzig bei Halle wirkte. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Familie nach Wittenberg, und der zehnjährige Knabe wurde Ostern 1854 in die hiesige Sexta aufgenommen. Er hat das Gymnasium in den vorgeschriebenen neun Jahren glatt durchgemacht und hat Ostern 1863 das Abiturienten-Examen rühmlich bestanden. Im Programm von 1855 finde ich, daß er als Quintaner am 5. Juni bei einer Schulfeier ein Gedicht deklamiert hat. Sein Reifezeugnis ist ein gutes. Er hat in Deutsch und Mathematik die Censur „befriedigend", in allen anderen Fächern aber die Censur „gut". Das allgemeine Sittenzeugnis charakterisiert ihn folgendermaßen: „Mit einem stets gleichmäßigen und gewissenhaften Fleiße verband er eine unausgesetzte ernste Teilnahme in den Unterrichtsstunden. Sein nie gegen die Schulgesetze verstoßendes, gesittetes und bescheidenes Betragen haben ihm die volle Zufriedenheit und das Vertrauen seiner Lehrer erworben, so daß ihm die unbedingte Charakterreife für das Leben zuzuerkennen ist." Sogleich nach seinem Abgange von der Schule diente er bei dem damals in Wittenberg stehenden 67. Regiment sein Jahr ab und widmete sich dann zwei Jahre dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

höheren Steuerfach. Beim Ausbruch des Krieges trat er als Vice-Feldwebel beim 66. Regiment ein, erkrankte schon auf dem Marsche an einer schweren Diphteritis und starb am 19. Juni im Lazarett zu Spremberg.

Ist dieser hoffnungsvolle junge Mann schon auf dem Hinmarsche in Feindesland dahingerafft worden, so traf dieses Geschick die beiden folgenden nach glücklich bestandenen Kriegsgefahren auf dem Rückmarsche in die Heimat. Beide sind in fremder Erde begraben.

Hermann Mayer wurde in Dobien bei Wittenberg geboren am 7. Juni 1839, als Sohn des dortigen Pastors, der später Archidiakonus in Wittenberg war und 1880 hier gestorben ist. Hermann war der älteste von acht Kindern Auf das hiesige Gymnasium wurde er Ostern 1853 nach Quarta aufgenommen. Er besuchte es bis Michaelis 1857 und ging aus IIb ab, um Kaufmann zu werden. Sein Jahr diente er bei dem hiesigen 67. Regiment ab und kehrte dann zu seinem kaufmännischen Berufe nach Berlin zurück. Beim Ausbruch des Krieges wurde er als Gefreiter zum 4. Brandenburgischen I.-R. Nr. 24 eingezogen und hat bei diesem den Feldzug mitgemacht, auch bei Königgrätz mitgefochten. Nach bereits erfolgtem Friedensschlusse befiel ihn die Cholera. Am 5. August wurde er in das Lazarett zu Klosterbruck bei Znaym in Mähren aufgenommen und starb daselbst am 12. August. Erst am 4. September erhielten seine Eltern die Todeskunde. Bis dahin mußten sie ihn verschollen glauben. Die Anzeige von seinem Tode erfolgte im „Wittenberger Kreisblatt“ vom 8. September, Nr. 72.

Hermann Urban, geboren hier in Wittenberg am 31. April 1848 als Sohn eines hiesigen Kürschnermeisters, besuchte das Gymnasium von Michaelis 1858 bis Michaelis 1864 und ging aus IIb ab, um, wie das Schulalbum besagt, den Beruf des Vaters zu ergreifen. Er wandte sich aber dann der Tierarzneikunde zu, erlernte zu diesem Zweck im Winter 1865/66 zunächst hier bei dem Schmiedemeister Fischer den Hufbeschlag und meldete sich sodann bei dem hier garnisonierenden 3. Feld-Artillerieregiment zum Eintritt. Von diesem wegen mangelnder Sehschärfe nicht angenommen, trat er beim 67. Regiment ein. Kaum ausgebildet mußte er mit dem Regiment ins Feld. Er hat die Gefechte des Regiments, einschließlich der Schlacht bei Königgrätz, glücklich mitgemacht. Zum letzten Male schrieb er an die Seinen vom Schlachtfelde bei Preßburg aus „daß unter dem Donner der Geschütze der Waffenstillstand eingetreten sei, und Freund und Feind friedlich bei einander wären.“ Da ergriff auch ihn auf dem Rückmarsche die Cholera, die so schrecklich unter den Unsrigen gewütet hat. Mehrere Tage wurde er dem Regiment nachgefahren. In Brünn kam er ins Lazarett und starb am 14. August.

1870—71.

Unsere Verlustliste begleitet den großen Krieg von den Tagen von Spicheren und Wörth bis kurz vor den Abschluß des Präliminarfriedens. Die meisten Verluste haben uns die blutigen Schlachten vor Metz, haben uns die Tage vom 16. bis 18. August gebracht. Vor Sedan und Paris ist keiner unserer Schüler gefallen. Unter den auf den Gedenktafeln Verzeichneten befinden sich zwei Ärzte, die sich im Dienste des Vaterlandes aufgerieben haben, und ein Johanniter. Ein Schüler ist einer Krankheit erlegen, die übrigen sind an Wunden gestorben, die sie vor dem Feinde erhalten haben.

Lassen wir nunmehr der Zeitfolge und demgemäß auch der Ordnung unserer Tafeln entsprechend die Lebensbilder der Heimgegangenen an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Den Anfang macht

Werner Graf von Reventlou. Er wurde am 26. Juli 1836 in Kiel geboren, wo sein Vater Rat am Oberappellationsgericht war. Im selben Jahre siedelte die Familie nach Preetz in Holstein über; der Vater war zum Probst des dortigen adlichen Klosters ernannt worden. Bis zum Frühjahr 1849, also bis zu seinem dreizehnten Lebensjahre, wurde Werner im elterlichen Hause

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unterrichtet und dann mit seinem Bruder der wissenschaftlichen Erziehungsanstalt der Gebrüder Paulus, „Salon“ bei Ludwigsburg in Württemberg, übergeben. Nach etwa dreijährigem Aufenthalt daselbst wurde er im November 1852 in die Untersekunda des Wittenberger Gymnasiums aufgenommen und bestand schon Ostern 1855 das Abiturienten-Examen. Sein Reifezeugnis charakterisiert ihn folgendermaßen: „An selbständiges Denken gewöhnt und mit Urteil arbeitend hat er sich durch hinzutretenden, meist recht wohl befriedigenden Fleiß eine gründliche Gymnasialbildung erworben. Sein Verhalten machte den Eindruck eines biederen, nach wahrer Sittlichkeit strebenden und nur bisweilen etwas schroff sich äußernden Sinnes und war, bis auf einen Verstoß gegen die Schulordnung, lobenswert, so daß ihm das Zeugnis der unbedingten Charakterreife für die Universität zu erteilen ist.“ Sehr bezeichnend ist auch die Censur, die er im Deutschen erhalten hat. „Seine gründliche, immer auf den Kern der Sache gehende Natur legt sich in seinen freien Arbeiten besonders nach der Seite des Inhalts dar, welcher mit logischer Schärfe geordnet, Schritt vor Schritt begrifflich in eng aneinander gereihten Sätzen entwickelt erscheint, und zwar mit Verschmähung historischen Materials, obgleich ihm dies in reichem Maße zu Gebote steht, wenn es sich um innere Begründung handelt. Um die rhetorische und ästhetische Formierung kümmerte er sich nicht, liefert vielmehr eine magere und eckige Form, trifft damit aber oft die Sache in ganz natürlicher, einfacher Weise. Seine Prüfungsarbeit gehörte zu den tüchtigsten.“ Gerühmt wird er auch als guter Turner. „Wir verlieren in ihm eine Hauptstütze der Sache“ heißt es im Zeugnis. Nach seinem Abgang von der Schule studierte er in Heidelberg und Berlin Jura, bestand Ende 1858 die erste juristische Prüfung und trat im Januar 1859 als Auscultator beim Kgl. Kreisgericht in Görlitz ein. Bei Gelegenheit der 1861 erfolgten Reorganisation des preußischen Heeres gab er die juristische Laufbahn auf und trat zum Militär über. Er wurde Lieutenant im 3. Niederschlesischen Infanterie-Regiment Nr. 46. Ende 1865 aber schied er aus dem activen Dienst aus, um sich der Landwirtschaft zu widmen. Den Krieg von 1866 machte er als Landwehroffizier beim 12. Regiment mit, wurde bei Gitschin verwundet und erhielt den Kronenorden 4. Klasse mit Schwertern. Der Krieg veranlaßte ihn, von neuem Berufssoldat zu werden. Als Premier-Lieutenant wurde er beim 56. (Westfälischen) Regiment wieder angestellt. Von neuem aber muß er empfunden haben, daß der Offiziersberuf ihn nicht voll zu befriedigen vermochte; denn er nahm 1870 kurz vor Ausbruch des Krieges seinen Abschied. Trotzdem zog er, nunmehr 34 Jahr alt, als Landwehroffizier zum zweiten Male mit ins Feld und zwar wiederum beim 12. Regiment. Gleich am 6. August beim Sturm auf die Spicherer Höhen fand er seinen Tod. Ergreifend ist, was die Regimentsgeschichte hiervon erzählt (S. 403): „Premier-Lieutenant Graf Reventlou stand aufrecht unter seinen liegenden Schützen, als eben die Franzosen einen neuen Anlauf versuchten. Auf den Zuruf seiner Leute, „er möge doch Deckung nehmen, sonst werde er sicher getroffen werden“, gab er kurz zur Antwort: „Wie Gott es schickt!“, und kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine Kugel seine Stirn durchbohrte und er rücklings den Abhang hinunterstürzte.“ Glücklich, wem ein solcher Tod beschieden ist!

Am selben Tage, aber auf dem anderen Siegesplan, dem von Wörth, fand einen ebenso schnellen und schönen Schlachtentod:

Paul Naumann, der jüngste Sohn des Pfarrers Ferdinand Naumann in Dabrun bei Wittenberg, des Bruders unseres hier verstorbenen Stadtrats Naumann. Geboren am 25. Mai 1845 erhielt er den ersten Unterricht von seinem Vater. Zwölfjährig trat er Johannis 1857 in die Quinta unseres Gymnasiums ein und verließ es Ostern 1862 als Schüler der Obertertia, um Forstmann zu werden. Er kam in die Lehre zum Oberförster Bassow in Sitzenroda bei Torgau und blieb dort drei Jahre. Dann trat er bei den 4. Jägern in Sangerhausen ein, wurde aber zum 11. Jägerbataillon nach Marburg versetzt. Mit diesem Bataillon zog er bereits

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

1866 ins Feld, zum Gefreiten befördert. Er hat sich schon in diesem Kriege in ernsten Gefahren bewährt. Einmal drang ihm eine Kugel in den Tornister und hätte ihn wohl tötlich getroffen, wenn sie nicht in einem Filzschuh stecken geblieben wäre. In den Feldzug 1870 ging er als Oberjäger beim selben Bataillon mit. Als in der Schlacht bei Wörth das elfte Jägerbataillon beim Angriff auf die stark befestigte feindliche Stellung wiederholt auf die gefährlichsten Stellen vorgeschickt wurde, ließ er bei einem Angriff seine Jäger hinter einer Scheune Deckung nehmen, er selbst, seiner Führerpflicht eingedenk, lugte hervor, um die Lage zu erkunden. Da drang ihm eine Gewehrkugel in die rechte Schläfe und streckte ihn sofort tot nieder. Er wurde mit noch zwei anderen Oberjägern in der Nähe der Mühle von Gunstett begraben. Die Stelle, wo er bestattet ist, hat trotz aller Bemühungen seines Vaters nicht festgestellt werden können.

Es folgt nunmehr die Reihe derjenigen Schüler, die in dem unausgesetzten, blutigen Ringen der gewaltigen um Metz geschlagenen Schlachten ihr Leben haben lassen müssen:

Fritz von Oppen ist am 6. August 1846 zu Reppen bei Frankfurt a/O. geboren, wo sein Vater Gutsbesitzer war. 1848 verkaufte der Vater sein Gut und erwarb ein anderes Besitztum in Niemegk (Kreis Belzig). In Niemegk erhielt Fritz von Oppen seinen ersten Unterricht. Schon zwölf Jahre alt wurde er Michaelis 1858 in unsere Sexta aufgenommen, besuchte das Gymnasium bis Ostern 1865 und verließ es mit dem Zeugnis für Untersekunda, um Landwirt zu werden. Von 1865—1869 war er Eleve in Wiesenburg auf dem Rittergute des Herrn von Watzdorf, eines Verwandten. 1869 genügte er seiner Militärpflicht beim dritten Jägerbataillon in Lübben und wurde, als der Krieg ausbrach, nicht wieder entlassen, sondern rückte mit dem Bataillon ins Feld. Den Sturm auf die Spicherer Höhen hat er mitgemacht, ohne verletzt zu werden. Aber er hat aus diesem schrecklichen Kampfe die Überzeugung mitgenommen, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, die Heimat wieder zu sehen. Er hat unmittelbar nach der Schlacht seinen letzten Brief an seine Eltern geschrieben und von ihnen und seinen Geschwistern Abschied genommen, da er das sichere Gefühl habe, daß der Tod ihm bestimmt sei. Seine Todesahnung erfüllte sich nur allzubald. Am 16. August fiel er bei Mars la Tour, von einer Kugel in den Kopf getroffen, an einem Waldessaume gegenüber der von Metz nach Verdun führenden Chaussee. Er wurde in ein Massengrab gelegt, die Brust von Freundeshand mit einem Kranze geschmückt. Wo er ruht, hat sein Bruder, Herr Professor Dr. von Oppen in Barmen, dem ich diese Nachrichten verdanke, nicht ermitteln können.

Nicht weit von Mars la Tour, bei Gorze, oder genauer bei Flavigny, fiel, gleichfalls sofort getötet.

Dr. Hermann Schäfer, geboren den 18. Dezember 1841 als Sohn eines Lehrers an der hiesigen Volksschule. Er ist Ostern 1853 in die Quarta des Gymnasiums eingetreten, hat in nur sechs Jahren die Schule durchgemacht und Ostern 1859 das Abiturientenexamen glänzend bestanden. Ich habe ein so vorzügliches Reifezeugnis, wie das seinige, selten gesehen. Er hat in sämtlichen Fächern, Hebräisch eingeschlossen, das erste Prädikat „vorzüglich". Das Sittenzeugnis lautet folgendermaßen: „Durch wissenschaftliches Streben, einen unausgesetzt gründlichen und allen Lehrgegenständen gleichmäßig zugewendeten Fleiß, regelmäßigen Schulbesuch und gespannte Teilnahme in der Klasse hat er sich eine so gediegene und vollkommen befriedigende Gesamtbildung erworben, daß er von der mündlichen Prüfung entbunden werden konnte. Sein Betragen war durchaus sittlich und bescheiden und nie gegen die Schulgesetze verstoßend, so daß ihm die vollkommene Charakterreife für die Universität zugesprochen werden kann". Als Primaner hielt er am Reformationstage 1858 eine lateinische Rede: „Quibus nominibus Lutherus cum Paulo conferri possit"; bei der Abiturienten-Entlassung verabschiedete er sich mit einer Rede: „Fatalis Oedipi exitus". — Ließ, was wir von ihm als Schüler hörten, auf einen ungewöhnlich begabten und tüchtigen Menschen schließen, so bestätigt sein weiteres, nur

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

allzukurzes Leben diese Vermutung. Er hat in Berlin Philologie und Theologie studiert. Nach vollendetem Triennium wurde er sogleich als provisorischer Lehrer in Rogasen beschäftigt. Er unterbrach diese Thätigkeit, um im Jahre 1864, also 23 Jahr alt, sein Jahr abzudienen. Ostern 1865 wurde er nach Cottbus als Lehrer an das dortige Gymnasium berufen, und er ist dort geblieben. Im Kriege 1866 ist er wohl eingezogen worden, aber nicht vor den Feind gekommen. 1867 vermählte er sich und gründete einen eigenen Hausstand. 1869 hat er dann in Leipzig noch nachträglich den philosophischen Doctorgrad erworben, mit einer Dissertation: De dorismi in tragoediis graecis usu. — Sein junges Glück sollte nicht lange währen. Als Reserve-Offizier des 52. Regiments ist er 1870 ausgerückt, um nicht wieder heimzukehren. In der Schlacht bei Vionville, und zwar beim Angriff des Regiments auf Flavigny, ist er gefallen. „Lieutenant d. R. Schäfer", so sagt die Regimentsgeschichte, „den Seinen weit voraus, hatte, kurz vor dem Ziele durch den Kopf getroffen, den Heldentod gefunden; unmittelbar neben ihm sein Bursche (Musketier Apelt), der in treuer Anhänglichkeit während des ganzen Gefechts nicht von der Seite seines Herren gewichen war." In seiner Nähe focht zufällig ein zweiter Gymnasiallehrer aus Cottbus, Namens Weber. Der fand ihn, tot, den Degen noch fest in der krampfhaft geschlossenen Faust. Unter dem Adler des Helms war die tötende Kugel eingedrungen. Wie beliebt er im Regiment war, ergiebt sich z. B. daraus, daß sein Oberst, Herr von Wulffen, am 3. Januar 1871 aus Mer an der Loire seiner trauernden Witwe einen Lorbeerzweig geschickt hat, den er dort zum Andenken an den Gefallenen gepflückt habe. Daß er aber als Lehrer und Mensch ein selten begnadetes Menschenkind gewesen sein muß, ersehe man aus folgender Stelle der Gedächtnisrede, die sein Direktor Purmann auf ihn gehalten hat: „Zwei Dinge empfahlen ihn namentlich als Lehrer; es war die leichte Klarheit seines Unterrichts, es war die Milde und Ruhe seines Wesens, welche die Herzen an sich zog und zu freudigem Gehorsam weckte. Ja, er war eine reich von Gott begnadigte Natur. Die männliche Schönheit seiner Gestalt, die gewinnende Sicherheit, die verbindende Zuvorkommenheit seines Auftretens erwarb ihm das Vertrauen auch derer, die ihn nur flüchtig kannten. Seine strenge Ehrenhaftigkeit, der ganze Ernst des Mannes, der in ihm lebte, die Treue des Worts, die warme Anhänglichkeit an die, deren Vertrauen ihm gewiß war, sie sicherten ihm die Liebe und Zuneigung auch derer, die seine Art nicht ganz durchschauen konnten. Ja, er wird uns unvergeßlich sein. Sein Andenken soll uns heilig bleiben als eines Lehrers von hellem Geist und großem Geschick, von klarer Einsicht in die Natur des jugendlichen Wesens, von herzlicher Liebe zu allen seinen Schülern, als eines Mannes, der alle seine Pflichten mit Ernst zu fassen wußte, dem alle Falschheit fern lag, und der seine Treue mit dem Tode besiegelte." Ehre seinem Andenken!

Ist es den bisher Genannten vergönnt gewesen, auf dem Schlachtfelde, unter dem Donner der Geschütze, rasch hinweggenommen zu werden, so hat sich den Tod durch schweres Leiden erkaufen müssen der einundzwanzigjährige Jüngling, den nunmehr unsere Tafel nennt.

Erwin Wilke. Er ist hier in Wittenberg am 8. November 1848 geboren als Sohn des Lieutenants a. D. und späteren Rendanten bei der Regierung in Merseburg, Wilke. Seine Mutter war eine geborene Richter, eine Tochter des Senators und Apothekers Richter in Wittenberg. Seine Eltern verlor er früh und fand mit seinen Geschwistern Aufnahme im großväterlichen Hause hierselbst. Am 7. November 1862 wurde er in die hiesige Untertertia aufgenommen und bestand die Reifeprüfung Ostern 1868, $19^1/_2$ Jahr alt. Sein Zeugnis schildert ihn folgendermaßen: „Es fehlte ihm, bei gutem Urteile, auch nicht an Takt und Geschick für sprachliche Darstellung, wohl aber an Sinn für scharfe und korrekte Auffassung der sprachlichen Formen. Da er aber allen Gegenständen stets einen gewissenhaften Fleiß zuwendete und ernste Teilnahme in der Klasse zeigte, so hat er sich auch nach der formellen Seite hin eine befriedigende Gesamtbildung erworben. Sein Betragen war stets gesittet und bescheiden,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sodaß ihm die für die Universität erforderliche Charakterreife unbedingt zuerkannt werden kann.“ Bezeichnend ist noch, daß der Religionslehrer von ihm rühmt, er habe „das Gelernte denkend in sich aufgenommen.“ Er ist denn auch nach Halle gegangen, um dort Theologie zu studieren. Aber schon nach dem ersten Semester hatte er den Eindruck, daß er zum Theologen nicht passe. Er trat nun zunächst beim hiesigen 20. Regiment ein, um sein Jahr abzudienen. Der Militärdienst aber gefiel ihm so, daß er beschloß, Offizier zu werden. Zum Torgauer 72. Regiment versetzt rückte er mit diesem als Fähnrich 1870 ins Feld, der 2. Kompagnie zugeteilt. In der Schlacht bei Vionville wurde er sehr schwer verwundet. Es war ein überaus blutiges Ringen gegen eine geschlossene feindliche Übermacht. Die Geschichte des 72. Regiments erzählt von den Ereignissen, welche der Verwundung Wilkes unmittelbar vorhergingen (S. 230): „Lieutenant von Kessel riß die beiden gelichteten Züge weiter vorwärts bis in die Höhe des 4. Zuges. Nun wurde ein kurzes Schnellfeuer gegen die geschlossene feindliche Masse am Wege gerichtet, welche einige Minuten unentschlossen schwankte, dann aber kehrt machte und sich in wilder Flucht der Höhe zuwandte. Die Reste der 2. Kompagnie folgten mit Hurrahruf den aus den vordersten Schützengräben weichenden Tirailleurs unter großen Verlusten. Hierbei fiel auch Portepeefähnrich Wilke, schwer verwundet, nachdem er sich durch zwei schon vorher erhaltene, nicht unerhebliche Wunden nicht hatte abhalten lassen, seinem Halbzuge weiter voranzugehen.“ Ganz besonders anschaulich aber schildert die ganze Lage ein Brief, den Wilke selbst vom Krankenbett in La Gorze aus an die Seinen gerichtet hat. Durch die Güte seines Bruders, des Herrn Oberstlieutenant Wilke in Thorn, bin ich in den Stand gesetzt, diesen schönen Brief, den der Verwundete sicherlich unter vielen Schmerzen zustande gebracht hat, hier mitzuteilen:

La Gorze, Montag den 29. August 1870.

Meine Lieben!

Heute habe ich mir eine Stellage bauen lassen in meinem Bette und will versuchen, ob ich auf derselben einmal einen ordentlichen Brief schreiben kann. Jedenfalls wird es Euch interessieren, wenn ich Euch den ganzen Hergang, wie wir zum Gefechte kamen, und wie ich in demselben verwundet wurde, erzähle. Wir waren Montag Abend, nachdem wir 9 Tage hintereinander biwakiert hatten, plötzlich in ein Kantonnement gekommen; dasselbe war aber von fast allen Einwohnern verlassen, so dass absolut nichts zu bekommen war; das einzige, was wir fanden, war ein Fass Wein. Nun aber das Gute hatte es wenigstens, dass man einmal unter Dach und Fach war; ich schlief sogar auf einer Matratze. Leider wurden wir aber zeitig am andern Morgen aus dem Schlafe gestört; mit nüchternem Magen ging es weiter; es war ein saurer Marsch, furchtbare Hitze, und zum Frühstück ass ich mein letztes Krümchen Brod, so gross wie ein Zweithalerstück. Gegen 2 Uhr mittags kamen wir an der Mosel an; der Übergang war weder zerstört, noch vom Feinde besetzt. Es wurde Halt gemacht, und sollte Wasser geholt werden, denn wir waren wirklich halb verschmachtet, als mit einem Male ein Adjutant angesprengt kam mit der Meldung, dass 3—4 Stunden oberhalb ein sehr heftiges Gefecht stattfinde; sofort wurde das Gepäck abgelegt, sämtliche Patronen mitgenommen und weiter gings. Nachdem wir etwa 2 Stunden marschiert waren, kamen wir an den Train der im Kampf stehenden Truppen; von da an nahmen wir die Gefechtsformation ein, es wurde geladen und wir mussten neben der Strasse durch die grundlosesten Sturzäcker marschieren, weil die Strasse für die avancierende Artillerie, die Munitionswagen etc. frei bleiben musste. So kamen wir dem Schlachtfelde immer näher, wir passierten die Stadt La Gorze; immer deutlicher hörten wir die Granaten pfeifen, die Schrapnels platzen und das Gewehrfeuer knattern. Endlich passierten wir noch einen Wald, der von unseren Truppen besetzt war; am Ausgange wurde die Fahne entfaltet und vor gings zum Angriff; denn 1500 Schritt vor uns standen die Franzosen, Bataillon neben Bataillon. Unsere Kompagnie und die 3. gingen zuerst vor, wir lösten uns in einer Schützenlinie auf, die 1. und 4. folgten als Soutien. Es war dies ungefähr 5 Uhr nachmittags. Wir waren kaum 50 Schritt vorgerückt, so fiel schon etwa 5 Schritt hinter mir der Lieutenant Ehrenberg, er bekam einen Schuss in den Fuss. Je weiter wir vorkamen, um so verheerender war das Feuer. Die Franzosen hatten nämlich an der Stelle, wo wir angriffen, eine Anhöhe mit etwa 5—6 Bataillonen besetzt; davor lagen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ihre Schützen. Diese Bataillone gaben nun Salve auf Salve, wobei sie die sonderbare Taktik verfolgen, dass sie nicht einzelne Truppenkörper beschiessen, sondern jedes Bataillon einen Terrainabschnitt unter Feuer hält. Ihr könnt Euch also denken, in was für einen kolossalen Kugelregen wir kamen. Wir gingen immer weiter vor, und es handelte sich jetzt darum, die französische Schützenlinie, die zurück wich, aus einem Hause, welches vereinzelt im Felde stand, zu vertreiben. Wir gingen darauf los, bekamen furchtbares Feuer, man achtete gar nicht mehr darauf, wer neben einem fiel, da bekam auch ich mit einem Male einen Schuss in die rechte Hand unter dem Knöchel herein und oben an der Handwurzel wieder heraus. Der Degen fiel mir aus der Hand, ich hob ihn aber wieder auf, nahm ihn in die linke und ging weiter vor; aber kurz darauf erhielt ich einen zweiten Schuss, der das rechte Bein über dem Spann weg streifte (die Kugel ist durch den Stiefel durchgegangen und hat etwa einen halben Finger tief Fleisch weggenommen), dann oben über dem Spann in das linke Bein hineinging und unten links unter dem Knöchel wieder herauskam. Die Kugel hatte den linken Wadenknochen zerschmettert, und ich sank um. Nun begann für mich die schauderhafteste Situation, die man sich denken kann. Unsere Schützen hatten etwa 80—100 Schritt vor mir Stellung gefasst, hatten sich hingelegt und beschossen den Feind; eben so weit hinter mir lag das Soutien. Während nun die Schützen furchtbar mit Gewehrfeuer traktiert wurden, hatten sie es auf die Soutiens mit Schrapnels abgesehen. Ich bildete den reinen Kugelfang; denn alle Kugeln, die über die Köpfe der Schützen weggingen, kamen zu mir. Um die Kugeln, die einem fortwährend um die Ohren pfiffen und die Schrapnels, die einem über 6' über den Kopf platzten, kümmerte man sich gar nicht mehr, denn die trafen nicht; aber die, welche einen, einen halben Fuss von einem in die Erde schlugen, die waren unangenehm; denn sie kamen so dick, dass sie endlich auch treffen mussten. Und so kam es denn auch. Ich lag auf dem Bauch, den Kopf auf die Arme gelegt, da kommt eine Kugel, geht unter dem rechten Arm weg und zerschmettert mir den linken Zeigefinger, der dicht neben der Brust lag. Dann bekam ich einen Streifschuss über die linke Seite des Rückens. Dieser letztere hat aber barbarisch tief gefasst, oben an der Schulter eingesetzt und quer über den Rücken hinweggefurcht. Inzwischen waren immer mehr Bataillone ins Feuer gekommen und es war eine schreckliche Situation, mit anzuhören, wie die Bataillone mit Hurrah auf die Höhe los stürmten, und man dann aus dem furchtbar folgenden Feuer schliessen musste, dass die Attaque abgeschlagen war. So ging es 3 Mal und ich dachte bei mir, werden sie denn nun endlich die verfluchten Rothosen runter jagen? Und, Gott sei Dank, es wurde. Friedrich Karl hatte auf dem rechten Flügel die Stellung angegriffen, und es war ein erhabener Moment, wo mit einem Male von allen Seiten das Signal »das Ganze avancieren« ertönte; endlich, nach furchtbarem Ringen waren die Franzosen über den Haufen geworfen und alles drängte nun nach. Nun war auch ich gerettet. Den ersten Moment, wo das Feuer nachliess, benutzte ich, um auf dem Bauche in einen etwa 10 Schritt von mir befindlichen Graben zu rutschen; hier war ich von der Seite ganz gedeckt und vorn baute ich mir mit meinen zerschossenen Händen ein paar grosse Steine vor. So war es allmählich dunkel geworden, das Feuer nahm immer mehr ab und wurde immer entfernter. Jetzt, ausser dem Bereiche der Gefahr, stellte sich ein anderer Feind ein, der furchtbar brennende Durst und der Hunger; denn ausser dem Stückchen Brod hatte ich den ganzen Tag nichts gegessen. Zum Glück hatte ich noch einen Schluck Rum in der Feldflasche, von dem ich sogar einem neben mir wimmernden Verwundeten einen Tropfen abgeben konnte, und als guter Wirt hatte ich von der Chocolade, die Ihr mir auf dem Bahnhofe in Wittenberg gabt, und von der ich mir nur in den Fällen der grössten Not etwas genehmigt hatte, noch ein Stück in der Umhängetasche. Ein Unteroffizier von meiner Kompagnie langte es heraus und ich teilte es ebenfalls mit meinem Nachbar. Darauf schnitt mir der Unteroffizier die Handschuhe und den linken Stiefel vom Leibe (dass ich am rechten Fuss verwundet war, merkte ich erst den anderen Tag), verband mich notdürftig und dann versuchten 6 Mann mich auf einem Mantel mit untergebreiteten Gewehren nach dem Verbandplatze zu tragen. Derselbe war aber eine Stunde entfernt und so liess ich mich an einer Waldecke, weil ich und die Leute es nicht aushalten konnten, niederlegen. Hier habe ich dann die ganze Nacht zugebracht; der Unteroffizier blieb bei mir und deckte mich so gut wie möglich mit Mänteln, die er zusammensuchte, zu. Es war unmöglich, die Verwundeten noch in der Nacht zusammen zu suchen, wenigstens uns, da natürlich die zuerst genommen wurden, die zunächst lagen, und es war schon eine himmlische Erscheinung, als gegen Mitternacht ein Transport-Wagen mit grossen Fässern voll Wasser kam, nebst Krankenträgern, welche uns Ver-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schmachteten einmal zu trinken reichten. So lag ich bis früh 5 Uhr, da hörte man deutlich im französischen Lager, das etwa 2 Stunden entfernt war, Generalmarsch schlagen. Ich dachte, der Rummel würde noch einmal los gehen, und mich noch einmal unnütz dem Kugelregen auszusetzen, dazu hatte ich keine Lust, und ich machte also das Unmögliche möglich, fasste den Unteroffizier um die eine, einen anderen Mann um die andere Schulter und humpelte vorwärts. Unterwegs wurde ich 2 Mal ohnmächtig; der Unteroffizier hatte aber Äther bei sich und schüttete mir davon immer gleich so viel in den Hals, dass ich bald wieder lebendig wurde. So erreichten wir endlich nach unsäglicher Mühe die jenseitige Waldlichtung; dort kamen ein paar Krankenträger mit einer Tragbahre, ich wurde darauf gelegt und endlich glücklich zum Verbandplatz gebracht. Hier musste ich denn auch erst ein paar Stunden zusehen, wie Anderen Arme etc. abgeschnitten wurden; dann kam ich an die Reihe, wurde mit noch einigen auf einen Wagen mit Stroh gesetzt und nach La Gorze gefahren. Hier liege ich nun mit dem Lieutenant von Zedtwitz in einem Hause; mein Bursche pflegt mich so gut er kann und so macht sich die Sache so leidlich. Gestern hat mir Langenbeck einen Knochen aus dem linken Zeigefinger genommen, heute soll noch einer heraus, aber mit Chloroform. Aus dem Bein sind auch schon verschiedene Splitter herausgekommen, so dass ich schon eine ganze Knochensplittersammlung habe. Besten Gruss von Eurem Erwin.

Der Verwundete wurde nach einiger Zeit in das Augusta-Hospital in Berlin überführt. Dort ist er am 15. Oktober, also nach zweimonatlichem Schmerzenslager, gestorben. Auf dem Krankenbette hat er noch die Freude gehabt, zum Lieutenant ernannt und mit dem eisernen Kreuz geschmückt zu werden. Begraben wurde er hier in Wittenberg am 19. Oktober auf dem alten Kirchhofe im Richterschen Erbbegräbnis unter ehrender Teilnahme auch der Lehrer und Schüler des Gymnasiums.

Wie der eben Genannte so ist auch der nunmehr Folgende aus dem ersten Lenz des Lebens herausgerissen worden und hat in demjenigen Alter, das, wie der alte Homer sagt, von der Anmut der Jugend am schönsten umstrahlt wird, sein Leben unter Pein und Schmerzen fürs Vaterland hingeben müssen. Unserer Nachbarstadt Treuenbrietzen entstammt

Louis Börner. Er war der Sohn des dortigen Lehrers und Organisten Börner und ist geboren am 2. Juli 1852. Auf der gehobenen Bürgerschule seiner Vaterstadt vorgebildet, trat er Ostern 1863 in die Quinta unseres Gymnasiums, ging aber Ostern 1866 aus IIIa ab, weil er eine halbe Freistelle auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin erhalten hatte. Doch schon Michaelis 1867 kehrte er hierher zurück uud besuchte unsere Anstalt wieder bis Ostern 1870. Nach Unterprima versetzt mußte er zu seinem großen Schmerze wieder abgehen; denn es war unterdes (1868) sein Vater gestorben, und seine Mutter war mit fünf Kindern, von denen vier noch unerzogen waren, zurückgeblieben. Pension erhielt sie jährlich 20 Thaler. So wäre die Familie in große Not geraten, hätte nicht die älteste Schwester Elise helfen können. Diese war eine bedeutende Sängerin und damals am Kgl. Opernhause in einer ehrenvollen und einträglichen Stellung. Den Bruder aber, wie er sehnlichst wünschte, Jura studieren zu lassen, konnte sie doch nicht ermöglichen, und so mußte er sich entschließen, das Gymnasium zu verlassen, um die Subalternkarriere bei der Eisenbahn einzuschlagen. Auch er übrigens war musikalisch und hatte als Knabe eine sehr schöne Stimme. Unser verehrter Musikdirektor Stein hat ihn bei den Kirchenmusiken oft als Solosänger verwendet. Bevor er bei der Bahn eintrat, wollte er jedoch sein Jahr abdienen. In seiner Heimatsstadt Treuenbrietzen, wo damals ein Bataillon des 20. Regiments stand, konnte er dies nicht thun; denn er hatte als Schüler hier mit einem Lieutenant ein Zusammentreffen gehabt, bei dem er sich sehr taktvoll, der Offizier jedoch, ein wenig berauscht, derart benommen hatte, daß er mit Stubenarrest und Versetzung nach Treuenbrietzen bestraft worden war. Börner trat beim 1. Garde-Regiment in Potsdam ein. Als der Krieg ausbrach, bat seine Mutter seinen Hauptmann, Herrn v. Schack, er möchte den eben 18jährigen jungen Menschen zurücklassen; dazu war auch der Hauptmann bereit; Louis Börner

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber bat so lange, bis er mit ins Feld ziehen durfte. Da er sehr gut französich sprach, wurde er vielfach als Fourier verwendet. Am 18. August bei St. Privat kam er zum ersten Mal ins Feuer und erhielt einen Schuß in den linken Oberschenkel. In der Verlustliste war er als „leicht verwundet“ aufgeführt. Im Lazarett zu St. Marie aux Chênes wurde die Kugel herausgeschnitten, und die Wunde heilte von außen zu; es trat aber in Folge von innerer Vereiterung eine Eitervergiftung ein, die ihm den Tod brachte. Am 22. September, also mehr als vier Wochen nach seiner Verwundung, ist er unter großen Qualen gestorben und auf dem Kirchhofe von St. Marie aux Chênes begraben worden. Sein Grab ist von den Seinigen mit einem Leichenstein geziert worden. In der Kriegsstammliste des Regiments (7. Kompagnie) steht von ihm; „Profession: Gymnasiast, Führung: Recht gut, Strafen: keine.“ Auf dem Kriegerdenkmal seiner Vaterstadt Treuenbrietzen ist sein Name verzeichnet. — Börner war ein schöner Jüngling von hoher Gestalt, kräftig und stark. Als er sich zu Pfingsten 1870 in Treuenbrietzen auf Urlaub bei dem damaligen Stadtkommandanten, Major Hübener, meldete, erklärte dieser, er habe einen so schön gewachsenen Soldaten überhaupt noch nicht gesehen. Zu seiner Charakteristik und zu seinem Ruhme sei schließlich noch erzählt, daß er schon als Schüler beim Baden einen Mitschüler, den die Kräfte verlassen hatten, und der schon bewußtlos war, mit eigener Lebensgefahr gerettet hat. Da der Gerettete bald wieder zu sich kam, wurde von dieser edlen That kein weiteres Aufheben gemacht. — Fürwahr, es ist, als habe der Kriegsgott eine grausame Freude daran, gerade die schönsten Menschenblüten zu knicken.

Beim selben 1. Garde-Regiment z. F. und in derselben Schlacht bei St. Privat fiel ein zweiter Schüler unserer Anstalt

Anton Graf von Keller. Sein Vater war der Ober-Hof- und Hausmarschall König Friedrich Wilhelms IV., Wirkliche Geheime Rat und Ober-Schloßhauptmann Alexander Graf Keller, geb. 1801, † 1879, seine Mutter, eine geborene Gräfin zu Stolberg-Wernigerode, lebt hochbetagt noch heute. Anton Graf Keller ist geboren am 21. Januar 1841 in Bonn. Nachdem er eine Zeit lang auf der Erziehungsanstalt in Gnadenberg gewesen war, besuchte er das Gymnasium in Potsdam. Von dort ging er, nach IIb versetzt, Ostern 1855 auf das hiesige Gymnasium über, war dessen Schüler fast vier Jahre und ging Weihnachten 1859 aus Unter-Prima ab, um Offizier zu werden. Mit ihm war sein jüngerer Bruder Theodor unser Schüler gewesen. Beide Brüder traten zu gleicher Zeit beim 1. Garde-Regiment ein und wurden 1860 zu gleicher Zeit Offizier. (Der jüngere Bruder ist schon 1863 an Diphteritis in Potsdam gestorben.) Den Feldzug von 1866 hat Anton als stellvertretender persönlicher Adjutant beim Prinzen Adalbert von Preußen mitgemacht. 1870 führte er als Premier-Lieutenant die 11. Kompagnie des Regiments. Bei St. Privat hat bekanntlich das 1. Garde-Regiment ganz fürchterliche Verluste gehabt. Schon beim Kampfe um St. Marie aux Chênes hatte insbesondere das Füsilier-Bataillon, nach Ausweis der Regiments-Geschichte, sämtliche (18) Offiziere verloren bis auf einen einzigen (Lieutenant von Bonin); dazu 39 Unteroffiziere und 372 Mann. Trotzdem schloß sich das Bataillon von neuem zusammen und rückte mit vor zum Sturm auf St. Privat. Graf Keller aber war schon nicht mehr unter den Lebenden. Als er eben seine Kompagnie (die Regimentsgeschichte nennt hier als die seinige die 12.) zum erneuten Angriff antreten ließ, „stürzte er, durch Mund und Hals geschossen, tot vom Pferde.“ — In ihm hat das Vaterland einen seiner edelsten Söhne verloren. Er war nach allem, was seine Altersgenossen berichten, ein sehr begabter Mensch, von großer Frische und Energie, ein sehr tüchtiger Offizier und dabei voll Witz und Humor. Er war der ganze Stolz seines Vaters und der Liebling der ganzen Familie. Auch bei seinen Kameraden und Untergebenen erfreute er sich besonderer Beliebtheit. Auf der Schule hatte sich der Überschwang von Kraft und Lebenslust, den er in sich fühlte, in mancherlei Streichen Luft gemacht, von denen seine Mitschüler noch heute zu erzählen wissen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Einer von ihnen, der auch als Schriftsteller bekannte jetzige Geheime Regierungs- und vortragende Rat am Rechnungshofe des deutschen Reiches, Herr von Massow, hat mir freundlicher Weise viel Interessantes von Graf Keller und von den damaligen Schulverhältnissen mitgeteilt. Unser Gymnasium war in den fünfziger und sechziger Jahren viel von auswärtigen Adligen besucht. Sie zog hauptsächlich der Ruf zweier Männer hierher, des Direktors Schmidt, der, und mit Recht, als einer der hervorragendsten Schulmänner und Erzieher galt, und der Schmieders, des Leiters des Predigerseminars, der im Kloster ein Pensionat hielt. Prinzen, Grafen und Freiherren gab es nicht wenige auf der Schule. Daher auch die vielen Adelsnamen auf unseren Gedenktafeln. Es war gewiß nicht immer leicht, diese jungen Edelleute, die den ersten Familien des Landes entstammten und, zumeist in Glanz und Reichtum aufgewachsen, nun in unser kleines Städtchen kamen, richtig zu nehmen. Schmidt scheint mit klugem Takte diese Aufgabe gelöst zu haben. Ohne die jungen Herren in ungerechter Weise zu bevorzugen, wußte er doch in der Beurteilung ihrer Leistungen und ihrer Führung die Verhältnisse zu berücksichtigen. Trat doch auch in jener Zeit der Unterschied der Stände noch viel stärker und anerkannter hervor, als man heut, zumal auf der Schule, geneigt sein würde, ihn zuzugestehen. Überdies aber waren am Gymnasium neben ausgezeichneten Lehrern einige, die, z. Teil infolge körperlicher Gebrechen, gar keine Disziplin halten konnten und so den Übermut der Schüler geradezu herausforderten. So erklärt es sich, daß aus jener Zeit und auch von unserem Grafen Keller mancherlei erzählt wird, was heut kaum noch möglich wäre. Nur ein Geschichtchen sei hier wiedergegeben, wie es Herr von Massow erzählt: „Als wir an einem Sommernachmittage bei großer Hitze einen Aufsatz über Göthe's Iphigenie in Prima schrieben, stand Anton nach 10 Minuten auf, legte einen Bogen auf das Katheder und verschwand. Der Lehrer, der sich in einem andern Teil der Klasse befand, schritt erstaunt auf das Katheder zu, zog die Augenbrauen in die Höhe, zuckte mit den Achseln und gab durch mehrfache Handbewegungen seiner stillen Entrüstung Ausdruck. Wir sahen das, konnten uns aber keinen Vers aus der Sache machen. Als wir, seine Mitpensionäre, nach Hause kamen, lag Anton auf dem Sopha ausgestreckt und schlief. Wir fragten ihn: Was hast Du denn eigentlich gemacht, als Du fortgegangen bist? „Ich war mit meinem Aufsatz fertig", gab er zur Antwort. „In 10 Minuten?" Auf diese Gegenfrage schwieg er. Am nächsten Tage, als der Direktor seinen Unterricht begann, sagte er: „Keller, was haben Sie denn wieder gemacht? Schreibt der Mensch: Die Werke von Göthe wären zu schwierig, um sie bei einmaligem Lesen zu verstehen und doch nicht bedeutend genug, um sie zwei Mal zu lesen; deshalb enthielte er sich seines Urteils. Das ist ja eine Unverschämtheit." Dabei sah der Direktor den vor ihm sitzenden Anton anscheinend böse an, Anton erwiderte den Blick aber ruhig und humoristisch, und schließlich lachten sie alle beide. Anton war wieder einmal durch; er hatte, während wir geschwitzt hatten, wunderschön im kühlen Zimmer geschlafen." Der betreffende Deutschlehrer war einer von denen, die bei großer Gutmütigkeit sich kein Ansehen bei den Schülern zu verschaffen wußten. Trotzdem mutet uns dieses Geschichtchen heut merkwürdig an, zumal wir wissen, daß Direktor Schmidt von jeder Schwäche weit entfernt war und von allen seinen Schülern mit der höchsten Ehrerbietung verehrt wurde; noch heut sprechen sie von ihm mit wahrer Begeisterung. Anton Keller muß eben einer jener liebenswürdigen Sünder gewesen sein, denen man nicht zu zürnen vermag, auch wenn sie thun, was sie nicht sollten. Auch bei seinen Mitschülern war er sehr beliebt. „Er war ein außerordentlich witziger schlagfertiger, sehr gescheiter Mensch. Er hatte eine unüberwindliche Abneigung gegen die alten Sprachen; im deutschen Aufsatz und in der Mathematik dagegen leistete er Gutes," so schreibt Herr von Massow. Seine Bestimmung war es ja auch nicht, ein Gelehrter zu werden. Nicht mit der Feder, sondern mit dem Schwerte wollte er seinem Könige und seinem Vaterlande dienen. Mit dem Tode hat er seine Treue besiegelt.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wir kommen nunmehr zu den auf unserer zweiten Tafel verzeichneten Schülern. Die ersten beiden sind gleichfalls noch Opfer des 18. August. Der erste,

Hans von Funcke, ist geboren am 24. Januar 1847 zu Weissenfels. Er war der Sohn eines Offiziers. Als er Ostern 1859 in die Quarta unseres Gymnasiums aufgenommen wurde, lebte der Vater als Rittmeister a. D. in Dresden. In der vorgeschriebenen Zeit hat Hans von Funcke das Gymnasium durchgemacht und Ostern 1866 die Reifeprüfung gut bestanden. Er hat das Prädikat „vorzüglich" in Geschichte; seine Leistungen in Deutsch, Französisch und Religion sind „gut", die in Latein, Griechisch und Mathematik „befriedigend" genannt. Das Sittenzeugnis schildert ihn folgendermaßen: „Sein immer gleichmäßiger, häuslicher Fleiß, bei dem nur größere Sorgfalt für die Handschrift vermißt wurde, und seine Aufmerksamkeit in den Lehrstunden haben ihm eine, besonders nach der realen Seite hin, wohlbefriedigende Gesamtbildung erworben, und da er in seinem Benehmen stets gesittet und bescheiden war, so kann ihm die unbedingte Charakter-Reife für die Universität zugesprochen werden." Der Lehrer des Deutschen rühmt von ihm, daß er es verstanden habe „mit gesundem Urteil und klarem Denken ein vorgelegtes Thema nach seinen Teilen aufzufassen, zu gliedern und zu entwickeln. Die Form war immer geschmackvoll und zeigte eine recht tüchtige Durchbildung" etc. Der Lateinlehrer vermißte zwar grammatische Sicherheit, „was aber die Lektüre der Klassiker betrifft, so merkte man es gleich seinem Lesen an, daß er auf den Sinn einging und den Gedankenzusammenhang verfolgte." „Er trug die Horazischen Oden, die er auswendig gelernt hatte, mit Ausdruck vor" etc. Von einem seiner Mitschüler wird er als ein stiller, reservierter Mensch geschildert, der nur wenigen seiner Kommilitonen näher trat. Er hat Jura und Kameralia studiert, machte 1869 sein Auscultator-Examen und arbeitete dann auf dem Landratsamte in Guben. Den Feldzug hat er als Reserve-Offizier beim 2. Garde-Regiment zu Fuß mitgemacht, der 7. Kompagnie zugeteilt. Auch dieses Regiment kämpfte in der Nähe von St. Marie aux Chênes. Das 2. Bataillon erhielt den Auftrag, dieses Dorf südlich zu umgehen und teilte sich zu diesem Zwecke in zwei Halbbataillone. Die 6. und 7. Kompagnie wurde unter dem Befehl des Hauptmanns von Collas vereinigt. Als dieser „Schützen schwärmen!" und „Zur Attacke vorwärts!" kommandierte, stürzte er. Dadurch entstand zunächst Verwirrung und ein regelloses Vorstürmen fand statt. Endlich werden, so erzählt die Regiments-Geschichte (S. 230) „erst im Augenblick des Haltens die Schützenzüge auf Befehl des Hauptmanns von Lettow durch die Lieutenants von Trotha und von Funcke rechts, bezw. links herausgeführt." Und weiter heißt es: „Trotz des belebenden Rasselns der Trommeln ging es nur langsam unter beständigem Linksziehen im staubaufwirbelnden Sturzacker weiter. Mehr und mehr nahm die Gewalt des feindlichen Feuers zu, vernichtend wirkte es in den dichten Reihen der ohne Schwanken, ohne Zögern trotzig vorwärts schreitenden Kolonnen. Vor der Front ihrer Züge sterben die Lieutenants v. Trotha und Gregor den Heldentod. Graf Monts und v. Funcke werden zum Tode verwundet." Bewußtlos wurde von Funcke nach St. Privat zurückgetragen, doch nicht, bevor die Hyänen des Schlachtfeldes ihn aller seiner Habseligkeiten beraubt hatten. Ohne wieder zum Bewußtsein gekommen zu sein, starb er am 19. August in St. Privat und ist auf dem dortigen Kirchhofe in einem Einzelgrabe beerdigt. Sein Bruder, Herr Major v. Funcke, z. Z. in Dresden, rühmt ihn als einen hochbegabten Menschen und als „den besten Sohn und besten Bruder, den man sich denken konnte." Hans von Funcke sei mit der festen Überzeugung ins Feld gerückt, daß er nicht heimkehren werde; das habe er beim Abschied den Seinen wiederholt und ganz bestimmt ausgesprochen. Nur allzubald sollte seine düstere Vorahnung in Erfüllung gehen!

Nur kurze Zeit hat unser Gymnasium besucht

Paul von Jastrzembski, geb. in Insterburg am 19. November 1850. Als er am 7. Dezember 1866 nach unserer Untersekunda aufgenommen wurde, stand sein Vater als Major

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

bei der damals in Schmiedeberg garnisonierenden Schwadron des 13. Dragoner-Regiments. Er kam zu uns vom Gymnasium in Tilsit und ging schon Michaelis 1867 wieder ab, um sich unmittelbar zur Militär-Karriere vorzubereiten. Nach bestandenem Fähnrichs-Examen trat er beim 3. Garde-Regiment zu Fuß ein und wurde dort Offizier. Und so ist es gekommen, daß auch er mit seinem Regiment an dem wilden Kampfgewühl um St. Marie und St. Privat teilgenommen hat. Wir erzählten vorhin, wie die erste Garde-Infanterie-Brigade, nachdem sie schon bei St. Marie aux Chênes die fürchterlichsten Verluste gehabt hatte, dennoch zum Sturm auf St. Privat sich sammelte. Bei diesem Vordringen ist von Jastrzembski (er heißt in der Regimentsgeschichte von Jastrzembski II) gefallen. „Mit kampfesfrohem Ungestüm", so berichtet die Regimentsgeschichte S. 275, „hatten die Lieutenants von Sydow I und von Jastrzembski II mit ihren Schützenzügen die von tief eingeschnittenen Gräben eingefaßte Chaussee im heftigen Granatfeuer überschritten. In immer gleicher Stärke rast das feindliche Feuer über die Ebene; bedenklich schon sind die Glieder der Stürmenden gelichtet, mehr und mehr schmelzen die Züge zusammen; aber unaufhaltsam geht der Stoß weiter. Etwa 600 Schritt vor den zunächst liegenden feindlichen Schützen wird abermals Halt gemacht und ein lebhaftes Feuer eröffnet. Freilich, auf solche Entfernung gegen solches Ziel ohne Wirkung. Schlag auf Schlag hageln die feindlichen Geschosse in die Reihen der Schützen; längeres Ausharren in diesem verheerenden Feuer wird unerträglich! Da springt der Hauptmann von Herwarth vom Boden auf und den Fahnenträger Sergeant Willutzki mit sich ziehend, ruft er den Seinen zu: „Es nutzt nichts! Vorwärts! Wir müssen näher heran!" Wieder stürzen die braven Füsiliere gegen die verderbenspeiende Stellung. Als einer der ersten fällt der Sergeant Willutzki mit der Fahne schwer getroffen zu Boden; schnell greift Hauptmann von Herwarth nach dem sinkenden Banner. Mit ihm will er, ein zündendes Beispiel, den Stürmenden voran, da bricht auch er zusammen: dreifach getroffen stirbt er den Heldentod. Des Führers beraubt, stutzt die ganze Linie; aber einen Augenblick nur — dann springt Lieutenant von Sydow II vor die Front; mit kräftigem Hurrah reißt er die Zaudernden mit sich, und vorwärts geht es wieder, so lange der Atem reicht. Inzwischen hat der Gefreite Gusowski, 10. Kompagnie, die am Boden liegende Fahne wieder aufgenommen; aber noch ehe er die vordere Linie wieder erreicht hat, trifft auch ihn das tötliche Geschoß. Von einer Kugel in den Unterleib schwer getroffen, bricht Lieutenant von Sydow II zusammen; unweit von ihm sinkt, durch die Brust geschossen, Lieutenant von Jastrzembski II in den Tod. Lieutenant Graf Bülow wird schwer verwundet." — Ein beneidenswertes Los hat auch diesen jungen Helden getroffen, so schwer auch sein früher Tod die Seinigen und alle, die ihn kannten, schmerzen mußte. Denn er war, wie ihm bezeugt wird, ein guter, pflichttreuer, pünktlicher und fleißiger Offizier, von offenem und liebenswürdigem Charakter und daher allerseits geschätzt und beliebt. Besonders hervorstechend war an ihm eine große Gutmütigkeit und Opferfreudigkeit. Am Abend vor der Schlacht bei St. Privat fand er zufällig zwei große Brote; sogleich teilte er sie mit seinen vier Zeltgenossen und zwar so, daß er für sich fast nichts zurückbehielt; und das that er, obgleich er selber lange Zeit herzlich wenig genossen hatte. „Kinder! Wir wollen nur alles aufessen. Morgen brauchen wir kein Brot mehr!" sagte er, als die Hungrigen sich die köstliche Mahlzeit schmecken ließen. Und wirklich haben mit ihm auch die vier Kameraden, mit denen er das Brot geteilt hatte, am nächsten Tage den Heldentod erlitten. Erst am Morgen des 19. August wurde sein Leichnam gefunden und zwar mit abgeschnittenem Zeigefinger. Hyänen des Schlachtfeldes hatten ihn des Siegelringes beraubt. Auf dem Kirchhof der 1. Garde-Infanterie-Brigade, unmittelbar bei St. Marie, schläft er den Todesschlummer. [1])

[1]) Nach Mitteilungen des Herrn Oberstlieutenant a. D. von Jastrzembski in Potsdam, des Bruders des Gefallenen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In derselben Schlacht vom 18. August war als Arzt in unermüdlicher Arbeit thätig gewesen

Dr. Gustav Busse, geboren den 10. April 1842 als Sohn des Apothekers Busse in Zahna. Er ist Ostern 1854 in unsere Quarta aufgenommen und hat Ostern 1860 ein vorzügliches Abiturienten-Examen gemacht. Er war ein trefflicher Schüler, der drei Mal während seiner Schulzeit durch Prämien ausgezeichnet wurde. Sein Reifezeugnis charakterisiert ihn folgendermaßen: „Da er bei unausgesetztem Schulbesuche stets aufmerksam in der Klasse und gewissenhaft fleißig zu Hause war, so hat er sich eine, besonders in den exakten Wissenschaften, wohlbefriedigende Gymnasialbildung erworben. Sein stilles, solides Wesen und seine Bescheidenheit erwarben ihm die volle Zufriedenheit seiner Lehrer, so daß er unbedingt für charakterreif zur Universität erklärt werden kann.“ In Deutsch, Latein, Griechisch und Französisch hat er die Censur „gut“, in den übrigen Fächern die erste Censur „vorzüglich“. Von der mündlichen Prüfung wurde er befreit. Über sein weiteres Leben berichtet seine noch lebende Schwester, Fräulein Busse in Zahna, Folgendes: „Nach bestandener Reifeprüfung trat er als Zögling in das medizinische Friedrich-Wilhelm-Institut, die Pepinière, um dort zum ärztlichen Beruf ausgebildet zu werden. Wie er auch hier sich wieder bewährte, beweist, daß ihm nach vollendetem Studium und sehr gut bestandenem Examen ein wertvoller Instrumentenkasten als Prämie und Andenken vom Institut verliehen wurde. Nun führten ihn seine Dienstjahre 1865 zunächst nach Magdeburg. Den lebhaften Wunsch, Marine-Arzt zu werden und im Dienst seines Berufs fremde Länder und Meere kennen zu lernen, gab er auf, den Eltern zu Liebe, obgleich es ihn hart ankam; aber bald war es ihm nicht mehr leid, sich diesen Verzicht abgerungen zu haben; denn ein neues Stück Weltgeschichte that sich ja auf und und dies mit zu erleben, wog ihm die Forschungsreisen auf. Er wurde als Assistenzarzt zur böhmischen Armee kommandiert und durfte helfend und heilend unsere Armee auf ihrem Siegeszuge begleiten. Von seiner Stimmung gebe ein kurzer Brief, nach der Schlacht von Münchengrätz geschrieben, Zeugnis: „Der Krieg ist entsetzlich. Viel zu thun und Hunger; aber die Gesundheit gut und der Mut frisch. Vivat Borussia! Herzlichen Gruß. Gustav.“ Auch bei der Schlacht von Königgrätz war er unmittelbar hinter den Kämpfenden. „Es kommen einige Granaten nach unseren Verbandplätzen“, schrieb er, „man achtet es gar nicht.“ Da hatte er 18 Stunden lang fortwährend in blutiger Arbeit gestanden, den aus der Schlacht Getragenen die erste Hilfe leistend mit Notverbänden und Amputieren. Endlich versagten die Kräfte. Mit einem Kollegen suchte er in einem verlassenen Wagen auf einige Stunden Ruhe für den erschöpften Körper, um dann aufs neue den Samariter-Dienst aufzunehmen. Sein Corps ging mit bis nach Preßburg. Mitten im Kampfe vor dieser Stadt kam die Meldung, der Waffenstillstand sei abgeschlossen. Der Feldzug war beendet. Bis zum Abschluß des Friedens blieben die Truppen im feindlichen Land. Gustav hatte verwundete Offiziere nach Prag und Brünn zu geleiten und lag dann einige Wochen im Quartier im Dörfchen Schebetein bei Brünn, wo er einem katholischen Pfarrer zugewiesen wurde, dem er manche Jagdbeute in die Küche lieferte, und von dem er gut verpflegt wurde. Da nun die fliegenden Feld-Lazarette, denen er angehörte, wenig zu thun hatten — nur die Cholera zeigte sich als Schreckgespenst und forderte einige Opfer, die Verwundeten waren heimwärts transportiert — benutzte Gustav die Muße, czechische Sprachstudien zu machen. Sein Pfarrer gab ihm böhmische Volkslieder, von denen er mehrere ins Deutsche übersetzte. Er freute sich der innigen Heimatsliebe, die aus diesen Liedern sprach; erfüllte ihn doch ein gleiches Empfinden. „Sollte ich im fremden Lande an der Cholera sterben?“ schrieb er einst, als auch er nicht ganz verschont blieb von den Strapazen. Doch Gott war gnädig und führte ihn glücklich heim. Gerade am Vorabend der silbernen Hochzeit der Eltern traf er zu Hause ein. Welch tiefbewegendes, schönes Wiedersehen! Zunächst kam er nun wieder zu seinem Truppenteil nach Magdeburg und erhielt bald den Kronen-Orden IV. Klasse

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mit Schwertern. Dann wurde er nach Hannover versetzt ins Bureau des General-Arztes Dr. Berthold, wo er zwei Jahre war, und viel in der Familie seines Vorgesetzten verkehrte, wo er lieb und wert gehalten war. Der Bureau-Dienst war ihm im übrigen nicht besonders zusagend, und er freute sich sehr der Berufung ins Friedrich-Wilhelm-Institut nach Berlin, wo er nun lehrend mit thätig sein sollte. Da kam die französische Kriegserklärung und entflammte auch ihn. Mit ins Feld! Das war sein heißer Wunsch, dessen Erfüllung Anfangs sehr fraglich war; denn die Pepinière konnte doch nicht geschlossen werden. Aber bald konnte er doch nach Hause schreiben: Jacta est alea, ich gehe mit nach Frankreich. General-Arzt Löffler hat mich zu seinem Assistenten gewählt. Nun erhielt er auch den Rang als Stabsarzt, und am 29. Juli reiste er von Berlin ab, ununterbrochen auf der Eisenbahn, bis er das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl in Alzey erreichte. Am 18. August war er zugegen bei der Schlacht, am 16. und 17. hatte anderer Dienst ihn ferngehalten. Er schrieb: „Am nächsten Morgen besuchten wir das Schlachtfeld, das von Tausenden von Toten und Hunderten von Verwundeten noch bedeckt war. Ich will das Bild nicht ausmalen; aber Männer haben geweint, und das ist genug gesagt. Meine Ruhe hat es nicht alterieren können; ich will und muß hart sein; denn ich brauche in meiner Stellung alle fünf Sinne und darf nicht durch Thränen sehen, die das Auge verdunkeln; aber das Herz kehrt sich um.“ Dann kamen noch einigemale kurze Briefe über sein Ergehen. Durch die massenhafte Anhäufung der Truppen waren Quartiere und Verpflegung mangelhaft; er besuchte freiwillig die zurückliegenden Lazarette, trotzdem es nicht zu seinem Dienst gehörte, und den Anstrengungen und Gemütsbewegungen erlag seine Kraft. Am 4. September früh traf ihn ein Gehirnschlag und setzte seinem hoffnungsvollen Leben ein allzufrühes Ziel. — Schon durch seinen Neujahrsbrief, wo doch niemand Krieg ahnte und er sich wohl befand, klangen Todesahnungen. Er hatte bei seiner oft kindlichen Fröhlichkeit einen ernsten, aufs Göttliche gerichteten Sinn. Sein kleines neues Testament hatte er mit ins Feld genommen, und in seinem Zimmer wollte er gern immer die Bibel haben, in der er gern abends noch las. Drum gilt wohl von ihm das Wort: Seine Seele gefällt Gott, drum eilet er mit ihm aus dem bösen Leben. Seine Ruhestätte fand Gustav Busse zuerst auf dem kleinen Friedhof des Dorfes Malancourt, 3 Stunden von Metz. Nach Jahren wurden seine Gebeine überführt nach dem Kirchhof von St. Privat, wo so viele mit ihm ruhen, die in treuer Hingabe ihr Leben dem Vaterlande, der Pflicht geweiht haben.“ — Was aber hier die Schwester schreibt, wird durch anderweite Zeugnisse vollauf bestätigt. So preist ihn der Nachruf, welchen die Direktion der Militärärztlichen Bildungsanstalten ihm widmete, mit folgenden Worten: „Er starb in seinem Berufe als ein Opfer der Hingebung, mit welcher er sich dem Dienste, und insbesondere dem Krankendienste bei der mobilen Armee trotz aller persönlichen Strapazen, widmete. Die große geistige Begabung des Verblichenen, verbunden mit einer seltenen Anspruchslosigkeit und seine höchst anerkennenswerte Berufstüchtigkeit machen der militärärztlichen Bildungsanstalt, welcher er als Mitglied angehörte, diesen Verlust zu einem sehr schmerzlichen.“ Der Generalarzt Dr. Löffler aber, dessen Adjutant er war, schreibt am 4. September, dem Todestage Gustav Busses, an dessen tiefgebeugte Eltern: „Ich bin überzeugt, daß die pflichtgetreue Hingebung an den Dienst, durch welche der Verstorbene sich auszeichnete, unter dem Einflusse der starken, körperlichen Strapazen die Hauptursache seiner Erkrankung war. Sie haben einen in jeder Beziehung braven und tüchtigen Sohn verloren. Auch er starb im aufopfernden Dienste für das Vaterland.“ Und noch wärmer beklagt seinen Verlust die Frau des Generalarztes Dr. Berthold, dem er in Hannover als Adjutant beigegeben war. In ihrem Kondolationsbriefe an die Eltern sagt sie: „Er war uns der liebenswürdigste Hausgenosse, unsern Kindern ein herzlieber Freund. Er war uns wert wie ein Sohn; wir waren stolz auf seine Tüchtigkeit und beglückt durch die Reinheit und taktvolle Bescheidenheit seines Charakters.“ Wahrlich, schöne Hoffnungen sind mit diesem jungen Manne begraben worden!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Teuer, sehr teuer erkauft ist des neuen Reiches Größe mit dem Leben seiner besten Söhne. Das wollen wir nur ja nicht vergessen!

Auf den Arzt, der sein Leben im Dienste des Vaterlandes hingegeben hat, folgt ein Johanniter. Man muss, wie der Berichterstatter, an seinem eigenen Leibe erfahren haben, was die Liebesthätigkeit der Johanniter in den Greueln des Krieges zu bedeuten hat, um den Wert ihrer Arbeit recht zu würdigen. Ich lag am 30. September 1870 bei Chevilly vor Paris, nicht ganz leicht verwundet, Stunden lang auf dem Verbandplatze. Endlich fand sich ein französischer Bauernwagen, der mich und meinen schwerverwundeten Kameraden Hoffmann nach Versailles ins Lazarett bringen sollte. Wie schmerzlich empfanden wir jede Bewegung des Wagens, wie unbequem sassen wir, und dies wahrscheinlich auf Stunden; denn schnell fahren durfte der Wagen natürlich nicht! Da war es uns wie eine Erlösung, als uns unterwegs ein Johanniter-Krankenwagen entgegen kam, und wir nun, in dessen bequemen linnenen Hängematten gelagert, uns wie im Himmel fühlten und alles Leid vergassen! Und wie hat Johanniter-Fürsorge uns Verwundete auf dem Heimwege ins Vaterland beherbergt und mit Speise und Trank erquickt! Sie haben keine leichte Arbeit gehabt, die edlen Männer, die sich dem Dienst der Kranken und Verwundeten im Feindesland geweiht haben, und keine gefahrlose. So manchen hat seine Opferwilligkeit das Leben gekostet. Und so gehört sicherlich auf unsere Gedenktafel der Johanniter-Ritter, dessen Verlust unser Gymnasium zu beklagen hat,

Joachim Graf von Reventlow. Er ist geboren zu Cismar in Holstein am 26. August 1837 und besuchte zunächst die Schule seines Heimatsortes. Nach Wittenberg kam er Michaelis 1849 und trat, 12 Jahr alt, in die Quarta ein. Er hat das Gymnasium 7½ Jahre besucht und Ostern 1857 die Reifeprüfung bestanden. Als Tertianer trug er im Jahre 1852, am Tage der Enthüllung des Denkmals Friedrichs des Grossen in Berlin, bei der Schulfeier ein französisches Gedicht vor: „Anekdote über Friedrich.“ Sein Reifezeugnis weiss von seinem Fleiss nicht allzu Rühmliches zu sagen, sein Betragen aber wird gelobt; es „empfahl sich durch bescheidenen Anstand, so dass er für charakterreif zur Universität erklärt werden kann.“ Charakteristisch ist wieder die Censur im Deutschen: „Er versteht es, einen Gegenstand schnell nach praktischen Gesichtspunkten zu überblicken, durch verständiges Scheiden den Stoff gut zu ordnen und übersichtlich auszuführen, ohne sich in die Tiefe zu versteigen, wenn er nicht des Ausgangs ganz gewiss ist. Sein Gefühl für Würde und sein richtiger Geschmack leitet ihn in der Wahl des Ausdrucks sicher und bewahrt ihn vor jeder Ausschreitung, so dass die Sprache immer korrekt, natürlich, fliessend und zusammenhängend, selten schwungvoll gehoben erscheint“, u. s w. Zusammenfassende Schlussprädikate in den einzelnen Fächern enthält das Zeugnis nicht. Nach seinem Abgang von der Schule studierte er in Heidelberg, Berlin und Kiel Jura, wurde darauf Lieutenant im Kgl. Hannoverschen Regiment Gardes du Corps, nahm aber 1864 seinen Abschied und übernahm die Bewirtschaftung des Gutes Stegen bei Jersbek, dem Stammgut seines Geschlechtes. In Stegen lebte er, nachdem er sich inzwischen mit Selma Gräfin Gronsfeld-Diepenbrock verheiratet hatte, bis zum Ausbruch des Krieges von 1870, also bis zu seinem 33. Lebensjahre. Er ging als Johanniter auf den Kriegsschauplatz und wurde dem Stabe des IX. Armeekorps zugeteilt. Nach dem 16. und 18. August, die ihn mit ihren Schrecken und Leiden tief erschüttert hatten, erkrankte er schwer an der Ruhr. Kaum ein wenig wieder hergestellt, übernahm er die Pflege eines Freundes und die seines eigenen Dieners, welche beide am Typhus darniederlagen. Bald brach auch er zusammen. Auf den dringenden Rat der Ärzte kehrte er Anfang Oktober schwerkrank nach Jersbek zurück und starb dort am 26. Oktober 1870. Seine Gattin lebt noch jetzt in Jersbek. — Eine schöne und in jeder Hinsicht interessante Charakteristik des Verstorbenen hat sein Mitschüler und Freund, Herr Professor Dr. Brecher in Berlin, auf meine Bitte gütigst geliefert. Ich bin des Dankes der Leser gewiss, wenn ich sie hier unverkürzt zum Abdruck bringe:

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Graf von Reventlow war in Pension bei dem D. Schmieder, dem damaligen Direktor des Prediger-Seminars, der eine ziemliche Zahl von Schülern aus dem Adel Mecklenburgs, Pommerns und Brandenburgs, die das Gymnasium besuchten, in seinem Hause aufzunehmen pflegte. Reventlow war wohl der erste „Schmiederaner“ aus Holstein. Wie er selbst erzählte, hatte ihn sein Vater aus dem Kriegslärme, der damals die um ihre Freiheit ringenden Herzogtümer durchtobte, in den stillen Hafen der alten Lutherstadt geleitet, damit er dort seine deutsche Erziehung in einem gut lutherischen Hause und auf einer allgemein als trefflich geltenden Schule erhielte. Reventlow zeigte in seinem Äusseren das getreue Bild eines jungen Nordländers. Sein Haar war hell, fast flachsfarbig, wie man es oft bei seinen Landsleuten findet; er trug es kurz geschoren; seine Gesichtsfarbe war zart, doch frisch und blühend, sein Auge blau, sein Wuchs hoch und stattlich. Von dem ersten Tage seines Eintrittes in die Klasse an zog er die Aufmerksamkeit seiner Mitschüler in ungewohntem Grade auf sich, nicht nur, weil er aus dem Lande des vielbesungenen „verlassenen Bruderstammes“ kam, sondern weil er durch seine Jugendkraft, sein schlichtes, durchaus natürliches und offenes Wesen sich leicht die Herzen gewann. Er war offenbar auch zu Haus höchst einfach gehalten worden. Sein Anzug, aus grobem, grauem Tuche gefertigt, seine Wäsche in der damals gewöhnlichen Form ohne steife Kragen und Manschetten hergestellt, liessen ihn vor den übrigen Knaben nicht hervortreten. Es fehlte eben seiner Art jedes Gekünstelte oder Überhebende, Gezierte. Er war ebenso unfähig zu heucheln, wie etwa seine Mitschüler für sich auszunutzen. Mit völliger Gelassenheit gegenüber den drohenden Folgen konnte er, wenn er etwas gethan oder unterlassen hatte, seine Schuld eingestehen, und er that dies mit solcher Offenheit und treuherzigen Ehrlichkeit, dass selbst einer unserer strengsten Lehrer, der damalige Ordinarius der Quarta, dadurch völlig entwaffnet wurde. Mit grosser natürlicher Freundlichkeit schloss er sich an seine Mitschüler an und theilte in guter Kameradschaft ihre Leiden und Freuden. Daher war er nicht nur auf den Spielplätzen und in der Schule ihr „Freund“, sondern wurde auch in die elterlichen Häuser eingeführt, in deren mehreren er ein ständiger und lieber Gast während der gesamten Schulzeit blieb. So wich denn der eigentliche Rufname „Reventlow“ bei den Schülern bald dem gemütlicheren und traulicheren „Jochen“, wie er auch zu Hause genannt worden war. Die Erziehung, welche er in der Heimat genossen hatte, war ernst und streng, wenn auch nicht hart; aber dass er in den ersten Weihnachtsferien, die er auf der Schule erlebte, nicht nach Hause reisen durfte, war ihm überaus schmerzlich. Dafür suchten ihn die Eltern seiner Wittenberger Freunde durch häufige Einladungen zu Kaffee und „Stollen“, die ihm bis dahin unbekannt waren, zu trösten. Aber ganz sollte er die Eltern doch nicht entbehren. Unerwartet traf einige Tage nach dem Feste sein Vater in Wittenberg ein, ein hoher, schöner Mann, mit grauem, fast weissem Haar und Bart, der mit seinem beglückten Sohne die Strassen durchwanderte und oft von ihm seine Mitschüler, die ihm gerade begegneten, sich vorstellen liess. — Reventlow's Verweilen in den einzelnen Klassen war das gewöhnliche. In den beiden Tertien (alle Klassen waren in ihren Abteilungen noch ungetrennt), in denen der altsprachliche Unterricht damals in der Hand eines älteren, fast erblindeten Lehrers lag, der schriftliche Arbeiten, und auch nur eine während zwei Jahren, in Empfang nahm, aber nicht durchsah, vermied er mit Besonnenheit und Geschick alle drohenden Klippen. Es gehörte thatsächlich ein grosses Mass sittlicher Kraft dazu, einigermassen fleissig zu sein, wenn nur der Primus die Lern- oder Wiederholungsaufgaben abfragte, der Lehrer indes sich mit einigen bevorzugten Schülern unterhielt und scherzte, oder gar die Klasse sich selbst überliess, während das Übersetzen einer Vorlesung glich, welche freilich von den Schülern, und zwar von den faulsten am besten, aus — gedruckten Übersetzungen gehalten wurde. Schon damals zeigte es sich, dass Reventlow die gewöhnlichen Schülerscherze und Schülerthorheiten mit ihren häufigen Aus-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schreitungen wenig zusagten und auch mit seinem sich allmählich entwickelnden Ernst nicht übereinstimmten. Geistige Schwierigkeiten hat ihm die Schule nie bereitet. Er war einer von jenen gottbegnadeten Menschen, denen jede Art geistiger Thätigkeit nur Spiel und Genuss ist. Man kann nicht sagen, dass er auch all sein Denken und Thun der Arbeit zugewendet hätte. Er that, was nötig war, und das schnell genug — Horaz-Oden, Cicero-Kapitel, Chöre aus Sophokles auswendig zu lernen, kostete ihm oft kaum mehr Zeit, als er sie zu lesen nötig hatte, so dass ihm für Lektüre, Unterhaltungsspiele und Spaziergänge Zeit genug blieb. Dabei war er durchaus nicht ungründlich; sein ganzes Wesen war dem fremd. Nicht sein Gedächtnis, sondern seine bewundernswürdig schnelle Fassungskraft ermöglichten ihm seine Erfolge. Denn er war in dem mündlichen wie schriftlichen Gebrauche der klassischen Sprachen einer der besten, im Französischen und Deutschen der beste Schüler. Nur die Mathematik blieb ihm bis zur letzten Stunde ein wenig geliebtes Fach, trotzdem gerade der mathematische Lehrer dem sonst so talentvollen Schüler nahe zu kommen sich die grösste Mühe gab. Vielleicht fehlte nur der entschiedene Zwang und die rücksichtslose Durchsetzung der vom Lehrer gestellten Forderungen; wenigstens zeigten einige Proben seinen Mitschülern, dass ihm die Fähigkeit, auch in der Mathematik Gutes zu leisten, durchaus nicht fehlte. Was ihn aber in den oberen Klassen, besonders in Prima, über alle seine Mitschüler erhob, war sein Blick für das Allgemeine, sein frühreifendes Urteil über Personen und Thatsachen, besonders über politische Verhältnisse und Zustände, wie sie die Geschichte in der Vergangenheit und besonders in der Gegenwart bot. Er gehörte eben einem Stamme und einem Geschlecht an, das damals im tiefsten Grunde seines Wesens im Kampfe um seine Freiheit und um staatliches Dasein aufgeregt war. Damit verband er eine vorzügliche Fähigkeit für die praktische Behandlung der Dinge, eine Gabe, die ihm ebenfalls von seinen Vorfahren, den Besitzern grosser Güter, anererbt sein mochte. Aus alle dem war deutlich, dass er einen gelehrten Beruf aus eigenem Antriebe schwerlich wählen würde. Wozu er besonders geeignet schien, war der Beruf eines Staatsmannes, sei es auf dem diplomatischen, sei es auf dem Verwaltungsgebiete. Eine Zeit lang war er schwankend und neigte dazu, in Heidelberg sich den juristischen Studien zu widmen. Er studirte auch einige Semester dort, dann in Berlin und Kiel. Aber bald wendete er sich einer anderen Laufbahn zu. Er trat in das Hannöverische Regiment Gardes du Corps ein, wurde in kurzem Offizier und galt bald als eine der Zierden des Regimentes und seines Standes. Aber schon 1864 nahm er seinen Abschied. (Vergl. oben Seite 21.) — Eine wie lebendige Erinnerung an den ehemaligen lieben Mitschüler sich bei den Wittenberger gleichaltrigen früheren Gymnasiasten noch nach neun Jahren erhalten hatte, dafür zeugt folgendes: Eine grosse Zahl dieser früheren Gymnasiasten — die meisten Wittenberger Bürger liessen damals ihre Söhne wenigstens einige der Gymnasialklassen zu ihrer Ausbildung durchmachen — nahm in der Landwehr teil an der Schlacht bei Langensalza. Es gab seiner Zeit viele derselben, welche erzählten, dass sie bei dem eiligen Rückzuge ihrer Truppe, als sie, bei dem drohenden Heransprengen der feindlichen Harnischreiter schnell zum Viereck geordnet sich fertig machten die erste Salve auf den Feind abzugeben, unter den Heranreitenden, den übrigen voraus, einen schönen, blonden, hochgewachsenen Offizier bemerkt und in ihm ihren Jugendfreund Joachim von Reventlow erkannt hätten. Der Anblick habe auf sie trotz ihrer gefährdeten Lage überwältigend gewirkt, und wie aus einem Munde habe sich unmittelbar vor dem Zusammenstoss der laute Ruf erhoben: „Jochen, Jochen!“ Nur einen Augenblick habe der Angerufene gestutzt, dann aber dem Rosse die Sporen in die Flanken drückend, mit mutigem Sprunge ausholend den Einbruch in die feindlichen Reihen versucht. Haben sich die Wittenberger Landwehrmänner auch geirrt, so zeigt sich doch selbst in ihrer täuschenden Vorstellung, in dem Feinde ihren ehemaligen Mitschüler zu sehen, in ergreifender Weise, wie fest die einstige Gemeinschaft der Schüler in den Herzen der Männer auch in den

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

späteren Lebensjahren gewurzelt war. — Im Kriege gegen Frankreich eilte Graf R. als Johanniter auf die Schlachtfelder und fand als treuer Helfer manchen seiner ehemaligen Mitschüler in den Lazaretten wieder. Seine treffliche Hilfe und Fürsorge ist unvergessen geblieben. Aber bald sollte er selbst ein Opfer seiner Bruderliebe werden. Vom Typhus ergriffen, wurde er sobald als möglich nach Hause befördert. Indes schon am 26. Oktober 1870 erlag er in Jersbek der tückischen Krankheit, trotz der liebreichsten Pflege seiner Gattin. Die lang ersehnte Einheit Deutschlands hat er, wenn auch nicht mehr mit Augen sehen, doch mit seinem weit schauenden Geiste ahnen dürfen."

Konnte ich von den bisher genannten Schülern verhältnismässig ausführliche Nachrichten geben, so habe ich leider über die folgenden vier trotz aller Bemühungen nicht allzuviel zu erkunden vermocht. In der Schlacht bei Orléans fand seinen Tod

Felix Deutschmann. Er ist am 6. April 1847 in Stendal geboren und trat im August 1861 in die Untertertia unseres Gymnasiums ein, als sein Vater als Königlicher Bauinspektor hierher versetzt worden war. Ostern 1868 hat er, 21 Jahr alt, die Reifeprüfung bestanden. Er war, wie sein Zeugnis ausspricht, für die Erlernung fremder Sprachen nicht besonders veranlagt; in den Realien dagegen leistete er durchweg Gutes. Er hat denn auch den Beruf seines Vaters ergriffen. Zwei Jahre hat er in Berlin auf der Bauakademie studiert. 1870 trat er als Kriegs-Freiwilliger beim hiesigen 20. Regiment ein und ist mit diesem Regiment ins Feld gezogen. Er hat die Cernierung von Metz (vom 16. September bis 29. Oktober) mitgemacht und ist aus den Gefechten von Neuville aux bois (24. November) und Chilleurs aux bois (3. Dezember) glücklich davongekommen. Bei Orléans aber, oder genauer gesagt, bei Vaumajnbret, am 4. Dezember, ist er durch einen Schuss in den Kopf sogleich getötet worden. Die Regimentsgeschichte thut seiner (S. 251), obgleich er ein einfacher Einjähriger war, ausdrücklich Erwähnung: „Unter den Toten befand sich der Architekt Deutschmann aus Wittenberg, der, als Kriegs-Freiwilliger eingetreten, beim siegreichen Vorgehen in den Reihen der 1. Kompagnie einen rühmlichen Soldatentod fand. Ehre seinem Andenken!" Deutschmann war, soweit ich weiss, der einzige Sohn seiner Eltern. Einer seiner Studiengenossen rühmt seinen Charakter und sein liebenswürdiges Wesen. Sein Tod sei damals von allen, die ihn gekannt hätten, sehr schmerzlich betrauert worden.

Einjährig-Freiwilliger unseres 20. Regiments war auch

Karl Rieck. Er war der Sohn des hiesigen Böttchermeister Rieck und ist geboren am 12. Juli 1849. Michaelis 1860 wurde er nach Sexta aufgenommen; er war ein sehr tüchtiger Schüler und hat Ostern 1869 das Abiturientenexamen mit Glanz bestanden. Sein Zeugnis rühmt von ihm Folgendes: „Mit sehr guten Anlagen verband er in Prima einen rastlosen, unermüdlichen Fleiß und ein reges Streben nach wissenschaftlicher Ausbildung, welches für seine Zukunft eine sichere Bürgschaft gewährt. Er hat sich durch dasselbe nicht nur eine recht gute allgemeine Bildung erworben, sondern auch sehr gute Kenntnisse in den einzelnen Fächern, weshalb er von der mündlichen Prüfung dispensiert werden konnte. Außer seinem Fleiß, dem nur zu wünschen gewesen wäre, daß er sich im ganzen mit mehr Sinn für die äußere Form verbunden hätte, empfahl ihn allen seinen Lehrern auf das beste ein liebenswürdiges, bescheidenes, Vertrauen erweckendes Betragen, und man kann ihm mit voller Zuversicht und unbedingt die Charaktereife für die Universität zuerkennen." Und zum Schluß des Zeugnisses wird nochmals ausgesprochen, daß er entlassen werde mit „der festen Zuversicht, daß er wie bisher so auch künftig in seinem Fache zu den Besten und Strebsamsten gehören werde." Am 25. Juni 1868, am Tage der Enthüllung des Wormser Lutherdenkmals, hielt er bei der Schulfeier eine Rede „Der Reichstag zu Worms und seine Bedeutung für die Reformation." Seine Abiturienten-Abschieds-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

rede hatte das bezeichnende Thema: „Legenda Taciti Germania ad imitandos maiorum virtutes incitamur.“ Auch eine sehr tüchtige Valedictionsarbeit über die Culturmission Alexanders des Großen hat er geliefert. Er war offenbar einer der besten und hoffnungsvollsten Abiturienten, die im Jahre vor dem großen Kriege hier entlassen wurden. Aber der Krieg hat in dieses junge Leben mit harter Hand eingegriffen. Um Theologie und Philologie zu studieren ging Rieck nach Berlin. Als Einjähriger ging er mit dem 20. Regiment ins Feld. Er hat außer den oben genannten Gefechten, an denen das 20. Regiment ruhmvollen Anteil genommen hat, auch noch das bei Coulomiers (15. Dezember) unverletzt mitgemacht, bei Azay aber, am 6. Januar, wurde er durch einen Gewehrschuß am rechten Fuße schwer verwundet. Mit dieser Wunde hat er noch Jahre lang sich schleppen müssen. Bald erging es ihm besser, und er faßte neue Hoffnung, bald verschlimmerte sich sein Zustand. So kam er auch zu keinem regelmäßigen Studium mehr. Als er im Frühjahr 1873 in Teplitz einen neuen Versuch machte, Genesung zu finden, starb er daselbst am 13. Mai 1873. Wie viel schöner ist denen ihr Los gefallen, denen die Kugel des Feindes einen raschen Tod gebracht hat!

Einen solchen Tod zu finden war dem nunmehr folgenden Schüler vergönnt, der unmittelbar von der Schulbank weg eilte, um seinem Vaterlande mit Leib und Leben zu dienen. Es ist

Hermann Koch, der Sohn des Schmiedemeisters Koch in Welsigkendorf bei Jüterbog. Er ist geboren am 8. Oktober 1850, wurde in die hiesige Quinta Michaelis 1864 aufgenommen und hat das Gymnasium bis zur Unterprima besucht. Als der Krieg ausbrach, trat er als Kriegsfreiwilliger (am 9. August) beim 3. Brandenburgischen Feldartillerie-Regiment ein und wurde bald der 2. schweren Batterie zugeteilt. Am 1. Januar 1871 wurde er zum Obergefreiten ernannt. Er muß sich also in den Schlachten und Gefechten, die er mit dem Regiment mitgemacht hat, (Woippy, Beaune la Rolande, Passy, Cernierung von Metz, Chilleur aux bois, Chery, Mazangé) brav und tüchtig gezeigt haben. Seine Führung wird denn auch in der Stammrolle als „dienstlich und moralisch recht gut“ bezeichnet. Noch zu Neujahr 1871 hat er aus Feindesland fröhlich geschrieben, auch erzählt, daß er das Weihnachtsfest sehr nett verlebt habe. Bei Changé, am 11. Januar, ist er, von einer Gewehrkugel mitten durch die Brust geschossen, gefallen. Im Gymnasial-Programm von 1871 steht (S. 36) über Koch Folgendes: „Am 11. Januar hat in der Schlacht bei Changé eine feindliche Kugel seine Brust getroffen, und dieser Tod hat uns um so schmerzlicher berührt, als der brave, wackere Jüngling, der, mitten im feindlichen Lande und von Gefahren umgeben, dem Gymnasium ein treues Andenken bewahrte, zu schönen Hoffnungen berechtigte.“ In der Andacht am 30. Januar hat Direktor Rhode ihm Worte ehrenden Andenkens gewidmet. Auch von ihm, wie von so vielen unserer gefallenen Schüler, wird gerühmt, daß er ein sehr liebenswürdiger, allgemein beliebter junger Mann gewesen sei.

Auch unter denjenigen Schülern, deren Verlust uns der siebziger Feldzug gebracht hat, ist einer, der, unverwundet, an einer Krankheit gestorben ist, nämlich

Gustav Hausen, der Sohn des damaligen Postdirektors in Wittenberg. Er ist in Rawitsch am 4. November 1852 geboren, ist hier Michaelis 1862 nach Sexta aufgenommen und Ostern 1870 mit der Berechtigung zum Einjährigen Dienst aus IIb abgegangen, um ins bürgerliche Leben zu treten. Als der Krieg ausbrach, trat er, obgleich noch nicht volle 18 Jahre alt, beim Ersatzbataillon des damals hier stehenden 60. Regiments ein. Ende September wurde er dem Regiment nachgeschickt; er hat die Cernierung von Metz und Verdun mitgemacht und ist im Lazarett zu Chaumont am 14. Januar 1871 am Typhus gestorben. Sein jugendlicher Körper mag noch nicht stark genug gewesen sein, die Strapazen des Kriegslebens auszuhalten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es ist eine eigentümliche Fügung, daß mit dem letzten der auf unseren Tafeln verzeichneten Schüler unser Gymnasium noch im besonderen Sinne dem Vaterlande sein Opfer gebracht hat; denn dieser Schüler ist der Sohn eines damaligen Lehrers der Anstalt, des Professors Dr. Bernhardt. Alle unsere alten Schüler, die diese Zeilen lesen, werden sich mit Liebe und Verehrung dieses ihres Lehrers erinnern. War er doch ein feinsinniger, gelehrter, geistvoller Mann, von vornehmer Gesinnung und vornehmen Formen, von überaus vielseitigen wissenschaftlichen Interessen, ein Lehrer nicht gewöhnlichen Schlages, kurzum eine „Persönlichkeit", die nicht so leicht vergißt, wer mit ihr in Berührung gekommen ist. Dieser Mann hat von seinen beiden Söhnen einen hingeben müssen. Es war

Dr. Max Bernhardt, geboren am 1. März 1845. Er war von Jugend auf ein zartes und kränkliches Kind. So war denn auch sein Schulbesuch oft durch Krankheit unterbrochen, besonders in den Klassen Tertia und Sekunda, und er hat verhältnismäßig lange das Gymnasium besuchen müssen. Michaelis 1854 ist er nach Sexta aufgenommen worden, Ostern 1866 hat er die Reifeprüfung bestanden. Sein Abiturientenzeugnis sagt von ihm: „Während seines dreijährigen Klassensitzes in Prima hat er die zum Teil bedeutenden Mängel, die seinem Wissen bei seiner Versetzung dahin anhafteten, durch redlichen häuslichen Fleiß und befriedigende Aufmerksamkeit in der Klasse nicht ohne Erfolg auszugleichen gesucht. Sein Betragen war gesittet und bescheiden, so daß ihm die für die Universität erforderliche Charakterreife zuzuerkennen ist." Er hat in den Sprachen die Censur befriedigend, in den Realien aber ist sein Wissen durchweg gut genannt. Nach seinem Abgange von der Schule ging er zunächst nach Halle, um dort Medizin zu studieren; von Halle wandte er sich nach Greifswald, bestand daselbst das Rigorosum und kehrte dann nach Halle zurück, um dort die medizinische Staatsprüfung abzulegen. Da brach der Krieg aus, und obgleich er bei dreimaligen Gestellungen als zum Militär untauglich zurückgewiesen worden war, und obgleich er mitten in den Vorbereitungen zum Staatsexamen sich befand, wollte er nicht zurückbleiben, als Alldeutschland in Frankreich hineinzog. Ende August schloß er sich einer Expedition der freiwilligen Krankenpflege an, die unter Führung des Professors Niemeyer ins Feindesland ging. Dem jungen Arzte wurden sogleich verantwortliche Aufgaben zuteil. Er leitete zuerst sechs Wochen lang ein Typhus-Lazarett in Forbach. Von da wurde er nach Epernay gesandt, um von dort aus Evacuierungs-Transporte als Arzt in die Heimat zu geleiten. So ist er während des Krieges drei Mal in Deutschland gewesen und hat bei diesen Gelegenheiten auch seine Eltern besuchen dürfen. Am heiligen Abend 1870 stand er mit 600 Kranken an der Grenze. Anfang des Jahres 1871 aber fand er eine andere Verwendung; er wurde nach Orléans überwiesen. Dort hatte er eine sehr aufreibende Thätigkeit, die den ohnehin schwachen jungen Mann sehr mitnahm. Und als er nun beim Ausbruch einer Pockenepidemie selber von dieser Krankheit befallen wurde, vermochte sein geschwächter Kraft der Seuche nicht zu widerstehen; am 12. Februar ist er in Orléans Körper der gestorben.

Am 21. Februar brachte die „Kreuzzeitung" folgenden Nachruf:

„Nach Gottes unerforschlichem Ratschluß verschied am 12. d. M. der im Lazarett des Faubourg Bourgogne zu Orléans beschäftigt gewesene Civil-Arzt, Herr Dr. Max Bernhardt aus Wittenberg. Er gab sein junges, hoffnungsreiches Leben hin im wahren Samariter-Dienst. Ehre seinem Andenken!

Orléans, den 13. Februar 1871.

Freiherr von Zedtlitz, Hauptdelegierter für die II. Armee."

Bernhardt erfreute sich einer sehr großen Beliebtheit; das zeigte sich auch in der ungewöhnlich großen Feierlichkeit, mit der sein Begräbnis umgeben wurde. Sein Leichnam ist später von

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

seinen trauernden Eltern aus der feindlichen Erde geholt und in Brandenburg im Erbbegräbnis der Familie der Mutter beigesetzt worden. — Bernhardt war ein stiller, bescheidener und überaus liebenswürdiger Mensch, ein liebender, vorzüglicher Sohn. Wie groß seine Vaterlandsliebe, wie groß sein Pflichteifer gewesen ist, das geht schon aus der vorstehenden kurzen Erzählung hervor. Man muß bedenken, daß er ganz freiwillig mitgezogen ist und ausgeharrt hat, ob es ihm gleich ohne weiteres frei gestanden hätte, jeden Augenblick in die Heimat zurückzukehren. Wir anderen sind ja auch gern mitgegangen, aber andrerseits mußten wir doch auch; auch hatte der Gedanke, als Mitkämpfer mit Schwert und Gewehr ins Feld zu ziehen, zumal für einen jungen Mann, an und für sich einen verlockenden Zauber. Wer aber einer freiwilligen Krankenpflege-Expedition als ärztlicher Helfer sich anschloß, für den stand wenig Romantik und wenig Reizvolles in Aussicht, sondern mühevolle, gefahrvolle Arbeit unter Krankheit, Wunden und Jammer. Gesegnet sei also das Andenken des edlen jungen Mannes, der gewissermaßen doppelt sein junges Leben dem Vaterlande dargebracht hat!

Bevor ich schliesse, möchte ich auch diejenigen gefallenen Schüler wenigstens noch kurz hier erwähnen, die wir auf die Tafeln nicht nehmen konnten, weil sie von hier aus auf andere Schulen gegangen sind. Es sind dies

Karl Ludwig, Sohn des Zinngiessermeisters Ludwig hier, geboren den 27. April 1844, nach Sexta aufgenommen Ostern 1853, aus IIIb Ostern 1858 auf die Realschule nach Torgau übergegangen. Er hat beim 67. Regiment die Schlacht bei Königgrätz mitgemacht und ist in dieser Schlacht durch einen Schuss in den Kopf getötet worden.

Anton von Maltzahn, Sohn des Kammerherrn von Maltzahn auf Cummerow bei Malchin. Geboren den 28. Oktober 1844, trat er von der Klosterschule zu Rossleben am 14. August 1860 in die hiesige IIb ein und verliess unser Gymnasium infolge eines Disziplinarfalles als Unterprimaner am 13. Juni 1863. Er ging von hier nach Schleusingen und hat dort Michaelis 1864 ein sehr gutes Examen gemacht. Er hat zunächst Jura studiert. Den Feldzug hat er als Lieutenant im 2. Pommerschen Ulanen-Regiment Nr. 9 mitgemacht, ist am 20. Dezember 1870 bei Chateau Meslay schwer verwundet worden und nach sechs Wochen im Lazarett zu Blois gestorben.

Albert Krause, Sohn des Ökonomen Krause in Dörfchen bei Schweinitz, geboren am 16. Januar 1848, hier aufgenommen Michaelis 1857 nach Sexta und nach siebenjährigem Besuch unseres Gymnasiums aus Unterprima gleichfalls infolge eines Disziplinarfalles am 7. November 1864 abgegangen. Er trat auf dem, damals von der Latina noch getrennten Paedagogium in Halle ein und hat dort im Juni 1866 die Reifeprüfung bestanden. Er hat sodann Jura studiert und hat den Krieg beim Schleswig-Holsteinschen Ulanen-Regiment Nr. 15 als überzähliger Unteroffizier mitgemacht. Bei Mars la Tour wurde er durch einen Schuss in den rechten Oberarm verwundet und ist an dieser Wunde im Lazarett zu la Gorze am 4. September 1870 gestorben.

Genannt wurde mir auch noch **Julius Langenbeck,** der Sohn des berühmten Chirurgen. Dieser ist aber nur $2^1/_2$ Jahr, von Ostern 1859 bis Michaelis 1861, auf unserem Gymnasium gewesen und schon aus Untertertia auf ein Berliner Gymnasium abgegangen.

von Jagow und **von Jasmund,** beide Söhne früherer Wittenberger Landräte, der eine bei Königgrätz, der andere bei Gravelotte gefallen, haben unser Gymnasium nicht besucht.

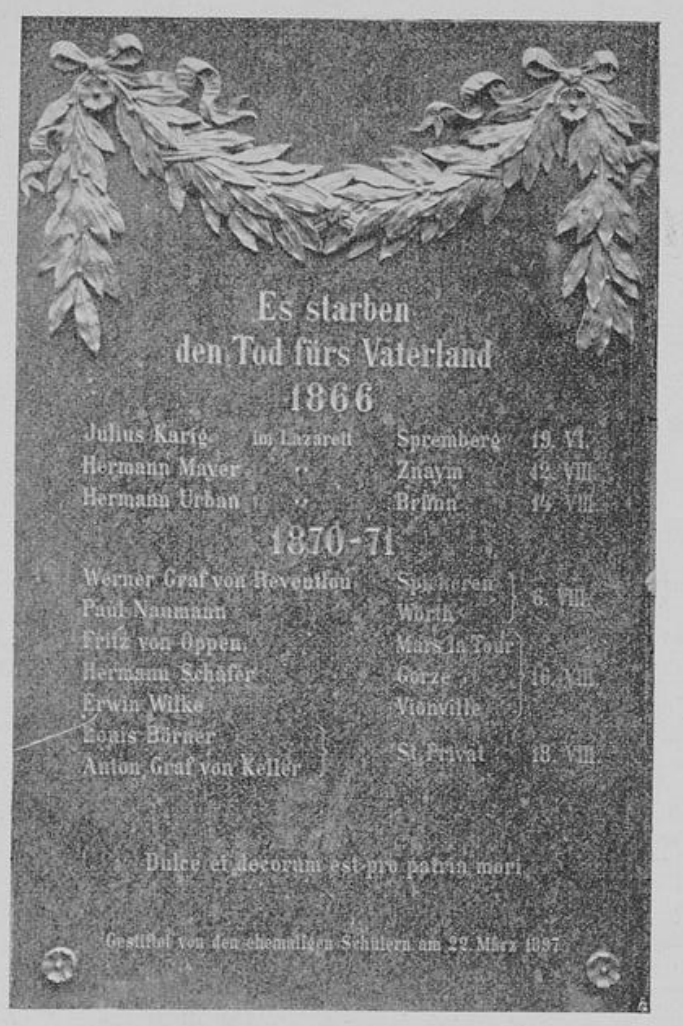
Und so wäre ich denn zu Ende mit meinen Berichten. Wer sie von Anfang bis zu Ende gelesen haben sollte, der wird den Eindruck recht lebhaft erhalten haben, dem ich schon oben einmal unwillkürlich Ausdruck gab, dass der Krieg mit grausamer, mitleidloser Hand nicht die Schlechtesten sich zum Opfer herausgreift, sondern oft gerade die Besten. Gehört doch von

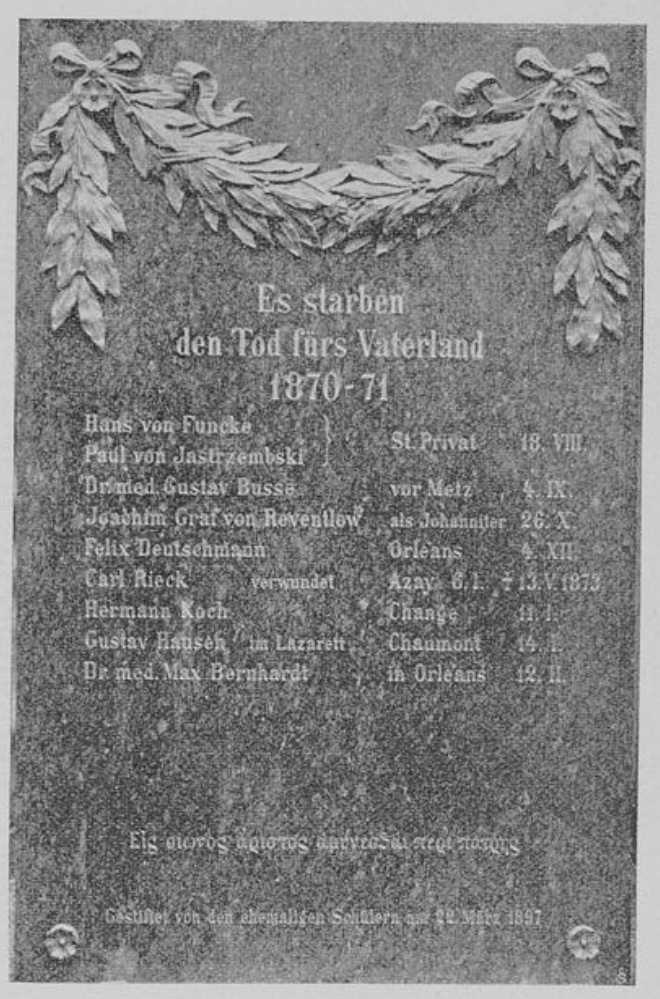
Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

den neunzehn Heimgegangenen die grosse Mehrzahl zu denjenigen Schülern, die schon vom Standpunkt der Schule und des Lehrers aus als besonders trefflich und tüchtig bezeichnet werden müssen. Das rühmen ihre Schulzeugnisse mit beredter Sprache. Und nicht wenige unter ihnen sind offenbar über den Durchschnitt begabte Jünglinge gewesen, die nach Lebensstellung, Anlagen und sittlicher Kraft die schönsten Hoffnungen erwecken mussten, die zum Teil schon im Leben sich als tüchtige Männer zu bewähren begonnen hatten. Darum wollen wir aber auch ihr Andenken in dankbar treuem Herzen bewahren. Wir wollen uns stets vorhalten, dass das köstliche Blut, das für des Vaterlandes Heil und Ehre geflossen ist, für die Lebenden auch eine Schuld bedeutet, die sie einzulösen haben dadurch, dass sie sich der gebrachten Opfer würdig erzeigen. Und wir wollen auch in diesem Sinne uns das Dichterwort je und je gesagt sein lassen:

Vergiss, mein Volk, die treuen Toten nicht!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf





Gedenktafeln für die Aula des Melanchthon-Gymnasiums in Wittenberg.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf